

# Die Toten von Falein

Die 25 besten Geschichten  
des Parc Ela-Krimiwettbewerbs

## **Der Parc Ela Krimi Wettbewerb wurde organisiert vom**

Verein Parc Ela  
[www.parc-ela.ch](http://www.parc-ela.ch)

## **Partner Krimi Wettbewerb waren**

Amt für Kultur, Archäologischer Dienst Graubünden  
[www.archaeologie.gr.ch](http://www.archaeologie.gr.ch)

Bergfahrt Festival  
[www.bergfahrtfestival.ch](http://www.bergfahrtfestival.ch)

«Südostschweiz»  
[www.suedostschweiz.ch](http://www.suedostschweiz.ch)

Lia Rumantscha  
[www.liarumantscha.ch](http://www.liarumantscha.ch)

### **Ein rätselhafter Knochenfund**

Im Herbst 2014 wurden bei Bauarbeiten auf einem Maiensäss im Parc Ela zwei menschliche Schädel und verschiedene Knochen gefunden. Die Polizei brachte die Knochen in die Rechtsmedizin. Erste Untersuchungen ergaben, dass die Knochen 1200 Jahre alt sind, also aus dem Frühmittelalter stammen. Die Knochen wurden dem archäologischen Dienst Graubünden übergeben, wo sich eine Anthropologin mit ihnen befasste. Der Fall blieb rätselhaft. Die Knochen gehören zu einem 20 bis 30 Jahre alten Mann, einer 30 bis 40 Jahre alten Frau und einer zweiten Frau unbekanntes Alters. Die beiden Schädel weisen schwere Kopfverletzungen auf. Ein Schädel hat ein Loch am Hinterkopf, das von einem vierkantigen Gegenstand stammt. Die Knochen lagen durcheinander, fernab damaliger Siedlungen und es wurden in der Nähe weder Kleider noch Särge gefunden. Beim Knochenfund handelt es sich also nicht um ein übliches Grab – sondern um die Überreste eines mittelalterlichen Gewaltverbrechens. Was aber um das Jahr 800 wirklich passiert ist und wie der Mann und die zwei Frauen gestorben sind, lässt sich nicht mehr rekonstruieren.

### **Parc Ela-Krimiwettbewerb „Die Toten von Falein“**

Weshalb also diese Lücke nicht mit Fantasie füllen? Der Parc Ela-Krimiwettbewerb „Die Toten von Falein“ rief deshalb im Frühling 2015 dazu auf, ausgehend von den archäologischen Befunden eine spannende Geschichte zu schreiben.

Diese Ausgangslage hat die Fantasie einer grossen Zahl von Schreibenden anregt. Bis Ende 2015 gingen 177 Geschichten aus 7 verschiedenen Ländern ein. Zugelassen waren Geschichten auf Deutsch und Rätoromanisch, der vierten Schweizer Landessprache, die nur noch in Teilen von Graubünden gesprochen wird. Eine sechsköpfige Jury hat alle eingereichten Geschichten gelesen und bewertet. Bewertungskriterien waren der Inhalt, die Originalität und der sprachliche Ausdruck.

Die Jury setzte sich zusammen aus:

- Dieter Müller, Geschäftsleiter Verein Parc Ela
- Thomas Reitmaier, Leiter des Archäologischen Dienstes Graubünden
- Annina Giovanoli, Produktionsleiterin Bergfahrt Festival
- Valerio Gerstlauer, Redaktor «Südostschweiz»
- Carmen Dedual, Geschäftsleiterin Lia Rumantscha
- Stephan Kunz, Direktor des Bündner Kunstmuseums

Weitere Informationen zum Knochenfund und zum Krimiwettbewerb finden Sie auf [www.parc-ela.ch/krimi](http://www.parc-ela.ch/krimi).

Lesen Sie nun die 25 besten Geschichten, die das Finale erreicht haben.

Im gleichnamigen Audio Book können Sie die 8 prämierten Geschichten hören. Sie werden gelesen von den Bündner Schauspielern Gian Rupf und David Flepp sowie der Bündner Schauspielerin Felicitas Heyerick.

# Inhalt

Sieergeschichte .....	5
Kranewitt .....	5
Prämierte Geschichten.....	8
Die Toten von Falein .....	8
Die Toten von Falein (Aus der Hexameter-Chronik des Erzstiftes Biringen) .....	9
Blut um Blut .....	10
Hüttenabtrieb.....	12
Jagdfieber.....	14
Die Toten von Falein .....	16
Reto.....	18
Final-Geschichten .....	21
Die Toten von Falein .....	21
Im Tod vereint .....	23
Die Toten von Falein .....	25
Der Spuk von Falein.....	27
Der Hinterhalt .....	29
Back To The Falein .....	30
Der unbekante Meister.....	32
Die Toten von Falein .....	34
Die Toten von Falein .....	36
Kalter Mond .....	38
Ils morts da Falein.....	40
Die Flucht .....	42
Zwischen Himmel und Erde .....	45
Die Toten von Falein .....	47
Igl's morts da Falein.....	48
Edelweiss – blutrot .....	50
Schreie, – immer diese Schreie! .....	52
Die Autorinnen und Autoren stellen sich vor.....	54
Impressum .....	59
Audio Book „Die Toten von Falein“ .....	59

# Siegergeschichte

## Kranewitt

### von Andreas Ulich

Die Ziegen sind nicht gekommen. Meiden sie die Königin? Keine Sita und auch das blöde Mädchen nicht, Rieke. Es wird heute weder Brot noch Käse geben und ich muss grünes Gras mir rupfen. Gras und Klee – ich werde selber schon zur Ziege. Die Königin der Ziegen.

Morgen gibt es Schnee, viel zu früh! Dann ist es aus mit grünem Gras, endgültig, und ich sitze winterslang hier fest auf diesem Hochsäss, vergessen von der Welt. Nun, das kann was werden. Königin Gerberga wird hier versauern so wie der Hering im Essigtopf. Auf diesem verfluchten Niederleger werd ich verhungern und erfrieren zwischen Fels und Eis! Und das, wo ich noch Beine habe, die mir gehorchen! Also frage ich, was soll ich denn dieses Leben schon jetzt herschenken?

Der Nordost verschiebt das Grau über den Graten der Hochalpe gen Winter zu.

Ich bin selber auch schon so ein Nordost, frostkalt, mit einem Gespinst von Webfäden auf dem Kopfe, schmutzig-grau wie der raetische Himmel und war doch voreinst stolz schwarzbraun und fest gewesen wie keine sonst am Hof, dunkel wie die geschwärzten Bohlen der Milchhütte war das Haar und glänzend obendrein.

Aber ihr haspelt noch immer an meinem aufgezausten Lebensfaden, ihr Nornen, graue Schwestern, noch findet ihr Gerberga atmend, denkend, fühlend.

Also werde ich Sita entgegen gehen, sonst verliere ich mich hier oben – mich und meinen Verstand. Mehr hab ich ja nicht mehr.

Mehr brauche ich ja auch nicht, da all das Andere bereits verloren ist. Meine Tochter? Verloren! Ida, die zarte Blume mit dem störrischen Kopf und dem eisernen Glauben im Herzen, genauso wie auch mein Pippin, beide sind verloren. Karlmann der König, mein Gatte – verloren. So lange schon kämme ich Wolle aus dem Mantel, den er nicht mehr tragen wird, der schwache Karlmann! Die Löcher in meinem Kleid stopfe ich damit, schon seit Pavia verloren ging und mit der Stadt die eiserne Krone. Meine Freude, Desiderius – auch er verloren. Noch immer gräm ich mich um ihn. Nicht so um Ansa – coniunx pulcherrima? Ich lache, denn was tut's ihr nun? Verloren ist auch sie! Sie verschimmelt, wie man sagt, in irgendeinem Kloster in der Picardie. Verloren, verloren, verloren.

Wie schlottericht das Kleid mir um die Schultern hängt, wenn ich mich auf die Beine stell – und erst der Mantel. Was red ich mir nur immer wieder ein – verloren bin auch ich, wiewohl das Bisschen noch am Leben, grad soviel, um mich in königlichem Mitleid mit mir selbst zu suhlen. Auf, Gerberga, träges Weib, leg an Kaninchenbälge und zurre sie mit Bändern von Rinde fest, die Sohlen rau gekratzt, sodass die Füße dich talabwärts tragen können – ein langer Weg, aber der Winter ist noch länger.

Karlmanns Mantel, fadenscheinig und doch der Mantel eines Königs – von Burgund, von Aquitanien, von Alemannien – er verleiht mir einen Glanz, den Karlmann selber nie gehabt. Dazu sein Stab mit dem kantig harten Knauf – der trägt Karlmanns eckig Wappenschild von Silber und ist doch dabei ein wenig kurz. Solch ein kleiner König ist er gewesen. Wenn ich doch Karl zum Gatten bekommen hätte und nicht nur zum Mann – nun, größer war auch der nicht, aber stärker. Zäh war Karl, so wie ein Wildschwein – im Leben, in der Liebe. Auch in der Liebe. Ein Eber war er in der Tat. Was wär ich für ein Weib gewesen, wenn ich Karl von meinem Kelch nicht hätte kosten lassen, obwohl der doch dem Bruder war bestimmt. Karl mit der Doppelzunge, dem jedes Barthaar in Flammen aufgehen und ihm ins Gesicht sich brennen möge. Ich verfluche ihn, denn ich weiß, er sucht nach mir, nach seiner Königinnen-Metze. Im Bett wird er mich nicht mehr wollen, drum bleibt wohl nur das Schwert, das er mir zugedacht. Sein ganzes Frankenreich sucht nach Gerberga, der wahren Königin.

Ach was ich da rede, es ist zum Haare raufen! Kein Mensch wird nach mir suchen. Ich werde gehen müssen, weil ich hier sonst erfriere. Also gehe ich – langsam, bedacht, aber ich gehe. Der Stab gibt den Takt und der Wind hat aufgetragen, kaum schützt der Mantel des toten Königs seine knochenzähe Königin.

Weiter gehen, den kaum begangenen Pfad hinab – hinab, dem tastenden Stecken nach!

Am Maiensäss, da soll gerastet sein, dort, wo die ersten kümmerlichen Föhren vor dem Wind sich biegen. Ich kann den Schnee schon riechen – gut möglich, dass es nicht bis morgen hält!

Dohlen kreisen über mir.

Akah akah!

Und noch jemand schreit durch die Dohlenrufe hindurch – und löscht sie aus. Bleibt der Wind, gegen den ich mich voran arbeite, dabei mit einer Hand dem Mantel eine Gemme bin und mit der anderen vom Stab mich führen lasse. Das kalte Silber beißt mir in die Hand und der Schrei hallt noch in meinem Kopf – die wird ja wohl nie wieder schreien, mit der ist's aus.

Sita?, ruf ich in den Wind und der kämmt mir die Haare ins Gesicht. Ich wische mit dem Handrücken über Stirn und Augen, ohne den Königsstecken fahren zu lassen. Der Pfad windet sich unter den Kaninchen meiner Füße und das Gras wird feucht.

Nicht ausgleiten, Gerberga!

Ich stemme mich gegen den Wind, den Sturm.

Blutgeschmack, die Lippen reißen wie Spinnweben. Die Dohlen, jetzt höre ich sie wieder – und zwischendrein noch andre Schreie. Ziegen, nicht Menschen. Die Ziegen sind da irgendwo.

Der Pfad verschwindet unter Wacholder, Kranewitt hieß ihn mein Vater und nun reißt er mir die Beine auf, hoch bis zum Knie. Noch mehr Blut, das ich nicht achte.

Kranewitt, o Kranewitt,

erkennest deine Kön'gin nit?

Vergießt ihr Blut nach alter Sitt

o Kranewitt, mein Kranewitt!

Als wenn es die Dohlen in meinen Kopf hinein gesungen hätten.

Kranewitt!

Ich rupfe – den Stab mit der Gemmenhand an den Mantel gepresst – einen Zweig und lege mir ein Wacholderblatt auf die blutenden Lippen. Es juckt und treibt mich an. Kranewitt!

Wieder die Ziegen. Sie sind ganz in der Nähe. Ich ziehe das Blatt mit dem mir verbliebenen oberen Zahn in die Mundhöhle und sauge daran. Meine Beine sind schwer, eine Messerklinge schiebt sich in der Mitte des Rückens empor, kratzt auf den Knochen, den Wirbeln, es fällt mir schwer, das Ziel des Weges überhaupt zu denken. Was, wenn sie mich finden?

Die Ziegen – jetzt ganz laut und nah. Dabei, dazwischen noch ein anderes Tier, es japst wie ein toller Fuchs. Wachsam, Gerberga, sei du der Fuchs, nicht toll, doch klug!

Schritt auf Schritt, kaninchenstill gesetzt, rücke ich zum nächsten Felsen vor, behutsam gegen den Wind, Fuß vor Fuß.

Dahinter, im Kranewitt, sehe ich Sita liegen – die Augen im Himmel und neben ihr ein Stein, so rot wie die Blätter unter ihrem Kopf. Die stille Rieke sehe ich auch und ihre Schändung. Den Franken über ihr – er ist der japsende Fuchs. Mit den Händen, die Rieke in den Wacholder drücken, hat er sich rote Zeichen ins Gesicht gemalt, während sein Beil und seine Hose fernab liegen, so wie die Ziegen.

Er sieht mich nicht. Ich sehe ihn und trete näher. Riekens Augen sind so tot wie Sitas, und dabei atmet sie doch noch.

Kranewitt, O Kranewitt,

erkennest deine Kön'gin nit?

Gib ihr dein Blut nach alter Sitt,

O Kranewitt, mein Kranewitt!

Ich bin nun nah genug. Der Franke wird nicht fertig, denn er hebt den Kopf, wendet sich, versucht sich zu entsinnen, wo er das Beil gelassen, als ihm der Knauf des Königsstabes den Schädel öffnet.

Meine Arme schmerzen, der Hieb, der war mit ganzer Kraft geführt – und seine Männlichkeit ist längst am Boden, als er noch immer hockt und starrt. Erst als ich Rieke an mich ziehe, neigt sich der Frankenrecke auf die Seite, stürzt ins Laub des Kranewitt und läuft rot aus, ganz wie ein leckgeschlagener Weinkrug auch.

Rieke schüttelt den Kopf, erhebt sich, ohne weiter des noch immer hochgeschürzten Kleides zu bedenken und geht zu ihrer Mutter, beugt sich über sie und beginnt mit ihr das Reden.

Was ist all das Blut, all der Tod gegen dieses Reden?

Ich sage: Rieke komm! Die Mutter ist bei Gott!

Sie lacht und schüttelt das blonde Haupt.

Noch einmal ich: Rieke!

Doch wieder nur dies Lachen. Sie will bleiben.

Ich vermag das Mädchen nicht zu tragen, drum stehe ich, nun stumm- und steif gefroren, betrachte sie in ihrer Plauderei mit Sita auf dem roten Kranewitt, sehe den Franken, in dessen Augen sich das Grau der Wolken spiegelt und der gar kein Franke ist, sondern der hiesigen Holzfäller einer. Der Wind ist still, lauscht

wie die Dohlen und ich erschrecke über die erste Schneeflocke. Es fallen mehr und noch bevor sie den roten  
Kranewitt einweißen können, packe ich den Stab und wende mich zum Gehen.  
Rieke bleibt, doch eine um die andere erheben sich die Ziegen und folgen mir, der Königin mit den roten,  
vom Wacholder brennenden Beinen hinab ins Tal.  
Kranewitt, O Kranewitt!  
erwartest deine Kön'gin nit?  
Und doch naht sie sich Schritt vor Schritt,  
O Kranewitt, o Kranewitt!

# Prämierte Geschichten

## Die Toten von Falein

von Paula Casutt-Vincenz

Nua ei ella?

Nos egl's eran d'acord sco schon tontas gadas.

Nua ei ella?

Il sulegl ha prest piars ses radis e negins pass ein d'udir.

Nossas sentupadas egl encarden digl uaul denter stgir e clar eran daventadas in ritual.

Nossa amur stuva star el slelau. Gnanc in soli duess encorscher tgei che sesa grev en nos cors e muenta els da sglar.

Nua ei ella?

Gia avon dudisch glinas erel jeu seunius cun Arava. Miu bab veva dezidiu, siu bab era vegnius perina cul miu.

Ni mei mi Arava vean ei dumandau.

Tgi dumandava schon suenter sentiments?

Els eran bein ch'eu mo havevan buc anflau plaids per contonscher ureglias.

Nua ei ella?

Era sche sentiments paran da haver negins plaids, sefuorman ei tonaton en igl esser ed il tgierp reagescha imediat. Il steric che seforma en las giugadiras e far daventar igl entir esser dirs e pensivs ei tutavia ina forma da sechsprimer sentiments.

Jeu erel daventaus dirs, malidis e mias aveinas eran da veser tras la pial brina da mia bratscha. Miu tgierp movibels e fermes dalla lavur daventava els muments cu Arava empruvava da carsinar mia pial freids e pial gaglia seformava.

Tut il carsinar, tut las stentas che Arava empruvava da surmanar miu tgierp, mei da sevolver tier ella era adumbatten. Arava haveva ina biala fatscha, sia stadura era gronda ed ella era disada gia da pign ensi da luvrar. Buc ina lavur fuss stada per ella ina memia bia. Ils egl's dad Arava denton eran mets e freids e mintgamai cu si'egliada empruvava da contonscher mes egl's, miravan lez spert naven. Jeu havevel bein encurschiu, gia in tems che ils egl's dad Arava encurevan buca pli ils mes. Che las emprovas da sevischinar eran naven e stgiras umbrivas zircumdavan ils egl's dad ella.

Miu cor era regalaus, miu desideri mirava en in'otra direcziun.

Sevend che mes giavischs stettian vans, regalavan quellas sentupadas denter stgir e clar a mi il flad pil mintgadi.

Nua eis ella?

Il fried da tiara frestga vegn encunter a mi.

Ei freda sco ei fuss vegniu arau.

Mo ussa? El tems che il fretg era racoltaus, cheu nua che negins ers seplacan sin las terassas, in freid che vul buc ir a prau cun il tems e liug.

Mi'egliada sevolva, jeu mon entgins pass engiuvians.

Tiara, in mantun tiara. Senz'in soli patratg vegnel jeu pli datier.

Ch'eu ei ella, mia cara sfundrada en ina ruosna frestga. In segl, ed jeu tegn siu tgau en mes mauns. Saung, mes mauns prenden si quei tschietschen. Schi surstaus ed eris e lu sentel jeu mo pli ina frida amiez miu tgau.

„Ussa saveis star en perpeten uni!“

Arava sesa agl ur dalla fossa, il moni aunc enta maun, miront encunter val.

„Vies destin ei era il miu.“

Sulettamein la glina ei stada perdetga cu Arava ha cuvretg cun la tiara la fossa.

E duront che la tiara cuvrevia ils corps da um e dunna daventavan ils egl's dad Arava pli e pli freids.

Tut ils sentiments eran schvani cullas fridas.

Ils tschespets eran tschentai.

Bufatg arva Arava ussa il sachet che penda schon gl'entir tems entuorn veta ad ella. Arva bufatg el e der-scha il cuntegn en sia palma maun.

Ella arva sia bucca e derscha tut en ina ga ed emprova da laguoter tut. Ella drova duas buccas pleinas e lu ei tut lagutiu.

Peter eisi. Mo buc schi peter sco da viver senza negina carezia.

Gest sper la fossa sesanfla ina muschna. Denter crappa e cagliom semetta Ares a mischun.

Igl ei freid, ina nebla spessa enzuglia l'entira cuntrada.

Cullas empremas scrottas neiv crodan per tiara, senta Arava nuot pli.

## Die Toten von Falein (Aus der Hexameter-Chronik des Erzstiftes Biwingen)

von Stephan Peter Johannes Cramer

Haltet mich nicht für verschwätzt, wenn ich Euch ein Geheimnis verrate,  
das mir ein Mann offenbarte, als ich durch den Kreuzgang spazierte,  
unlängst erst, und ich sinnierte von Gottes Gerechtigkeit – plötzlich  
brach einer aus einer Hecke, ergriff meine Rechte, sank nieder,  
und ich war derart verwirrt, dass ich ihm meine andere Hand nur  
auf seinen Scheitel zu legen vermochte und auf ihn hinabsah.  
„Ehrenwürdiger Vater“, begann er, „ich habe gesündigt.“  
„Welche Art“, fragte ich, „von Sünde hast Du denn begangen?“  
„Ach, fragt mich nicht! Mich packt selbst noch das Grauen; zwar kam ich zum Beichten,  
jetzt aber zaudere ich, Euch mit so etwas Üblem zu quälen,  
Euch, der Ihr hier in den Mauern des Klosters vor Sünde gefeit seid.“  
Zwar wurde mir dabei unwohl, doch nötigte ich ihn zum reden:  
„Sei guten Mutes, mein Bruder, wir alle sind sündige Menschen.  
Keine einzige Sünde verzeiht Gott nicht, wenn sie bereut wird.“  
„Vater, ich habe mit Vorsatz gemordet, und das nicht nur einmal.  
Einen Mann und zwei Frauen hab ich in den Himmel befördert.“  
„Beim Lieben Gott! Was hast Du gemacht!?", schrie ich voller Entsetzen.  
„Warum hast Du das getan?!" - „Ach, ich weiß es doch selber nicht, Vater.  
Es überkam mich so einfach.“ Jetzt wurde er kleinlaut und weinte.  
„Reiß Dich zusammen, Du Mensch! Was hat Dich zu den Morden bewogen?  
Kanntest Du Deine drei Opfer? Was haben sie an Dir verbrochen?“  
„Nichts“, schluchzte er. „Und ich kannte nur eine der Frauen vom Sehen.“  
„Was heißt vom Sehen? Und wo? Hast Du damals mit ihr schon gestritten?“  
„Nein, Hochwürden, sie hatte ...“, er barg sein Gesicht in den Händen.  
„Sie hatte damals den Mund nicht frei, wenn Ihr erlaubt, das zu sagen.  
Deshalb war unser Gespräch eher kurz, und sie trug nur den Preis bei,  
nur dass ich ihr für ihr Freundlichsein drei Laibe Ziegenkäs schulde,  
die sie demnächst mit der Stiefmutter und ihrem Bruder sich hole.“  
„Ach, und die kamen dann an, und Du wolltest den Liebeslohn prellen?!"  
„Nicht doch, Hochwürden! Ich stapelte ihn ja sogar schon am Stalltor,  
weil ich dachte, die Arme muss ihre Familie ernähren.  
Aber als sie dann kamen, erschienen sie prachtvoll gekleidet.  
Auch stiegen sie nicht zu Fuß herauf, sondern sie ritten auf Eseln,  
führten sogar noch ein Saumtier mit, um den erwarteten Käse  
ja nicht tragen zu müssen. - Der Jüngling fing gleich an zu stänkern:  
'Hallo, Alter! So weit in der Höhe wird keiner sonst sesshaft!  
Unberitten hätte den Weg ich nur schwitzend bewältigt.  
Hier wohnst Du also allein mit den Geißen und machst Deinen Käse?  
Du bist gewiß ein recht seltsamer Öhi?!' - Ich zuckte die Achseln.  
'Alter, ich ahnte schon, dass es auf Erden nichts gibt, was es nicht gibt.  
Seht mal, da hüpf ja schon so ein behörnt- und beeutertes Viehstück!  
Du hast aber hässliche Geißen! Die sind ganz verkotet!'  
'Widerlich!', schrie jetzt die Mutter. 'Und schau nur, wie schmutzig er selbst ist.

Wäschst Du Dich manchmal, Du Senner? Das ist doch Dein richtiger Titel?'  
'Lasst ihn in Ruhe, er redet nicht gern', unterbrach sie mein Techtel-  
Mechtel, 'weil ers nicht kann. Aber Käse heranzüchten kann er.  
Ich hab geglaubt, seinen Rührstab im Munde zu haben, doch hoff ich,  
dass mir der Käse vom Käselaiab trefflicher mundet als jener.'  
Darüber lachte der jüngere Bruder, er kicherte Tränen,  
und seine Mutter wieserte auf, während sie an mein Haus trat  
und meine Hacke besah: 'Sogar Eisengerätschaften hat er!  
Die hast Du sicher gestohlen! Die kannst Du Dir sonst doch nicht leisten!' -  
unterdes die Geschwister mit Steinen den Milchtopf zerschmeißen.  
Tja, und so ging es dann weiter, bis ich meine Haltung verlorn hab.  
Dann geschah alles sehr schnell, erstmal riss ich die Mutter zu Boden  
und schlug ihr mit der flachen Seite der Hacke den Kopf ein.  
Jetzt fielen mich die Geschwister an, kreischend wie leibhafte Teufel -  
kaum konnte ich mich erwehren! Ich stieß erst das Mädchen zur Seite.  
Glücklicherweise gelang es dann, dass ich den Bruder am Schopf hielt  
und mit dem Hackenspitz ihm ein quadratisches Loch in den Kopf hieb.  
Als mich die Schwester bestürmte, ergriff ich sie gleich bei der Kehle,  
zerrte sie rüber zum Hackstock und schlug ihr das Haupt mit dem Beil ab."  
Während er sprach war er lauter geworden, sah mir in die Augen.  
„Später vergrub ich die Leichname, bis auf den Kopf dieses Mädchens,  
dessen Mund halb geöffnet erstarrt war - ich zog in Erwägung,  
ihr einen künstlichen Leib anzupassen. Sie sollte mir dienen.“  
Bei diesen Worten umzuckte die Lippen des Mannes ein Grinsen.  
„Aber das Fleisch verwest schnell, und dann warf ich das Ganze ins Feuer.“  
Diese letzten Worte versetzte er unter Grimassen;  
damit beendete er die Erzählung. - Ich rang mit der Fassung.  
Erst war ich sprachlos, ich sank auf die Bank an der Flanke des Kreuzgangs,  
er aber kniete noch immer vor mir und durchforschte mein Antlitz.  
Lange saßen wir da, bis ich endlich den Mut fand zu sprechen:  
„Bruder, ich sagte Dir zu, dass vor Gott Deine Sünden verschwinden,  
wenn Du bereust was Du tatest. Bereust Du?!“ - Er zuckte die Achseln.  
„Das deute ich als ein Ja, also bete, dann wird Dir verziehen.“

## **Blut um Blut**

**von Manfred Haag**

Gion lag wach und starrte in die Dunkelheit. Der böige Föhnwind toste in den Wipfeln der Tannen. Gerade so, als ob die wilde Jagd daher käme, mit schnaubenden Pferden und schwarzen Reitern, die Unheil und Verderben brachten. Wenn es einmal still war, so still wie in einem Grab, dann konnte man hören, wie es im Dachgebälk der Alphütte knackte. Dann war auch der pfeifende Atem des Sennen zu vernehmen, der auf der anderen Seite des Trils im Stroh schlief. Ob er etwas ahnte?  
Früh am Morgen war Gion aufgebrochen, drunten im Dorf, das er nach zwei Tagen Wanderschaft erreicht hatte. Lang und mühsam war der Aufstieg gewesen. Er war einem Pfad gefolgt, der sich zuweilen im Gestrüpp verlor. Dornenranken zerrten an seiner Jacke, als ob sie ihn mit Gewalt zurück halten wollten. Der letzte Gewitterregen hatte den Steg über den Wildbach in die Tiefe gerissen. Gion war nahe daran gewesen, umzukehren. Doch er dachte an seinen Stiefvater, und so kletterte er auf allen vieren den Steilhang hinauf. Am groben Gestein scheuerte er sich die Fingerkuppen blutig. Schliesslich fand er einen Übergang, wo er durch das gischtende Wasser waten konnte.  
Als er die Alp erreichte hatte, war ihm ein Hund entgegen gerannt. Ein mageres Vieh, das einem Wolf ähnelte und das ihn lauend umkreiste. Die Hüttentür ging auf. Der Senn musste sich bücken, damit er seinen Schädel nicht am Türbalken stiess.

Beim Anblick des Mannes verkrampfte sich Gions Magen, und sein Mund wurde trocken. Der Kerl war massig geworden. Um den Mund hatten sich Kerben gebildet und die Stirne war gefurcht. Doch es gab keinen Zweifel: Er war es! „Gott zum Gruss,“ würgte Gion hervor. „Habt ihr ein Nachtlager für einen Jäger?“ Der Hühne musterte ihn misstrauisch von Kopf bis Fuss. Der Hund hob die Lefzen und entblöste die gelblichen Fangzähne. „Ich kann euch auch zur Hand gehen,“ fügte Gion hinzu.

Der Bärtige zuckte die Achseln. „Kannst gleich Holz hacken,“ brummte er. „Mach drei Körbe voll und trag's in die Hütte.“ So spaltete Gion zuerst Holz. Später half er, das Vieh von der Weide zu holen und zum Melken in den Stall zu treiben. Am Abend kochte der Senn ein Mus, zu dem sie selber gebackenes Brot und Käse assen. Gion steuerte ein Stück Trockenfleisch und einen Schluck aus der Schnapsflasche bei.

Nun lag er da und starrte in die undurchdringliche Schwärze. Der Föhnwind heulte wie eine gepeinigte Seele. Zwei Monde war es her, dass ihn sein Stiefvater beiseite genommen hatte. „Du bist nun ein Mann,“ hatte er gesagt. Du hast gelernt, wie man den Pflug führt, wie man sät und wie man erntet. Du kannst mit Spiess und Schwert umgehen. Wenn wir das nächste mal in den Kampf ziehen, wirst du dabei sein. Bald wirst du dir ein Mädchen zur Frau nehmen. Doch vorher musst du beweisen, dass du ein wahrhafter Mann bist.“ Der Stiefvater hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt und hatte ihm eindringlich in die Augen gesehen. „Bring mir den Kopf des Mannes, der deine Eltern getötet hat.“

In jener Nacht quälten Gion zum ersten mal seit langem wieder Albträume. Er lag wieder in seinem Versteck auf dem Heuboden und sah, wie drei Männer den Vater, die Mutter und die Grossmutter erschlugen. Gelacht hatten sie, als sie die Keulen auf die Köpfe der Gefesselten niedersausen liessen. Und gelacht hatten sie, als sie Brände in Haus und Scheune schleuderten. Er konnte von Glück reden, dass es ihm gelang, aus dem brennenden Stall zu entkommen. Da waren die Mörder bereits weg gewesen. Sie hatten das Vieh vor sich hergetrieben und waren im Wald verschwunden. Er war zu den Toten hin getaumelt.

Noch heute sah er die Augen der Mutter vor sich. Sie waren es, die ihn in die Träume verfolgten. Nicht das Bild der haarverklebten Schädelwunde, aus der Blut und ein rosafarbener, wässriger Brei gesickert waren, sondern die Augen. Früher hatten sie sich ihm immer zugewandt, sobald er gerufen oder geweint hatte. Freundlich hatten sie geblickt, liebevoll, selten einmal ärgerlich. Doch an jenem Tag hatten sie ihn nicht mehr gesehen, obwohl sie weit aufgerissen waren, als ob seine Mutter furchtbar erschrocken wäre. Reglos hatten sie in den Himmel gestarrt. Auch dann noch, als er zaghaft die kalte Hand berührt hatte. Und selbst dann noch, als er sein Gesicht ganz nahe an ihres gehalten hatte, als seine Augen nur noch einen Fingerbreit von den ihren entfernt waren. Er hatte verstanden, dass sie ihn nie wieder sehen, nie wieder erkennen würden. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit hatte ihn gepackt, hatte ihm die Kehle zugeschnürt und den Atem genommen. Stumm war er sitzen geblieben, unfähig wegzulaufen, unfähig zu schreien oder zu weinen. Und nun lag er neben dem Mann, der es getan hatte. In einer Stadt hätte es eine Obrigkeit gegeben, die man hätte zur Hilfe rufen können, einen Richter, der Recht gesprochen hätte. Doch hier in den Bergen, da galt nur ein Recht, das Recht des Stärkeren. Es galt nur ein Gesetz: Das Gesetz der Rache: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.

Gion starrte in die Dunkelheit. Sein Vater war getötet worden, weil er den Bruder des Sennen umgebracht hatte, weil dieser wiederum den Grossvater getötet hatte. Wie viele Jahre sich die Fehde schon hinzog? Wie sie angefangen hatte? Mit einer Beleidigung, die man nur mit Blut abwaschen konnte? Mit dem Kampf um eine Frau? Mit einem Grenzstreit? Mit einem gestohlenen Kalb? Gion wusste es nicht. Vor seinen Augen zog ein irrsinniger Totentanz vorbei. Männer, die aus dem Dunkeln stürzten, wie auf eine Bühne. Sie fielen übereinander her. Sie erschlugen, erstachen und erwürgten einander. Sie zündeten Häuser und Höfe an, sie schändeten Frauen und ertränkten Säuglinge, als ob es junge Katzen wären. Blut quoll aus den Wunden der Getöteten, Blut troff von den Händen der Töter. Aus leeren Auenhöhlen grinsten sie ihn an, bevor sie wieder im Dunkel verschwanden. Gion spürte, wie ihm der kalte Schweiss ausbrach.

Er würde den Mörder seiner Eltern ermorden und selber zum Mörder werden. Die Kinder des Getöteten würden ihm nach dem Leben trachten. Und seine eigenen Kinder würden die Nachkommen des Sennen töten. Sie waren gefangen in einem Kreislauf von Schuld und Sühne. Das Morden vererbte sich von Generation zu Generation, wie ein böser Fluch.

Und wenn er den Fluch brechen würde? Wenn er jetzt aufstand, wegging und den Senn am Leben liess? Was dann?

Man würde ihn einen Feigling schimpfen. Als einen, der die Gesetze der Ahnen nicht achtete. Unheil würde er auf das Dorf herabbeschwören. Denn die Geister der Verstorbenen würden keinen Frieden finden, wenn er sich weigerte, ihren Tod zu sühnen. Niemand würde ihm die Tochter zur Frau geben. Man würde ihn aus der Dorfgemeinschaft verstossen.

Doch der Gedanke liess ihm keine Ruhe. Wenn er mit dem Mörder reden würde? Wenn sie Frieden schliessen könnten? Wenn sich die Familien versöhnen würden? Vielleicht sollten sie zum Schamanen gehen, damit er die Geister der Toten befragte. Oder zum Ältesten. Je länger er darüber nachdachte, desto vernünftiger erschien ihm der Gedanke. Morgen würde er mit dem Senn reden. Morgen würde er mit ihm Frieden schliessen. Morgen würde ein grosser Tag sein, der ihr beider Leben änderte. „Friede“, dachte er „Versöhnung“. Die Worte zogen Kreise in seinem Kopf. Eine wohlige Wärme breitete sich in seiner Brust aus. Ruhe kehrte in sein Herz ein. Endlich konnte er einschlafen.

Jählings zuckte Gion hoch. Es war noch immer dunkel. Es war still. Der Föhnsturm hatte sich gelegt. Er horchte. Die Stille war nicht friedlich, sie war bedrohlich. So als ob etwas Unausprechliches im Dunkeln lauern würde. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der Atem des Sennen nicht mehr zu hören war. Wo war er? Ein Balken knackte. Im gleichen Moment warf sich Gion zur Seite. Die Bewegung rettete ihm das Leben. Etwas sauste an seinem Kopf vorbei und bohrte sich ins Holz. Ein Körper schlug dumpf auf. Gion griff hastig nach dem Dolch, den er sich unter dem Hemd umgeschnallt hatte. Es raschelte im Stroh. „Glaubst wohl, ich hätte dich nicht erkannt,“ zischte der Senn. Blindlings schlug er nach Gion. „Halt,“ keuchte er. „Wir können reden, wir können uns doch einigen, wir können Frieden...“ Zwei mächtige Pranken packten ihn an der Kehle. Schwer drückten die Knie auf seinen Brustkorb. Gion glaubte, sein Schädel würde gleich platzen. Rote Flecken tanzten vor seinen Augen. Seine Zunge schwoll an. Es war, als ob alle Kraft aus seinem Körper herausgesogen würde. Mit letzter Energie bäumte er sich auf, stiess blindlings zu. Der Stahl traf auf etwas Weiches, das für einen Augenblick Widerstand bot, dann durchtrennte es der Dolch und glitt hindurch. Der Hüne stiess einen gurgelnden Schrei aus und liess die Kehle los. Sein Körper krümmte sich. Gion warf sich zur Seite und rang krampfhaft nach Atem. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, bis er erbrechen musste. Schliesslich taumelte er die Leiter hinunter. Er steckte einen Span an der Ofenglut an und kletterte wieder nach oben. Der Senn lag zusammengekrümmt in einer Blutlache. Seine Augen waren weit aufgerissen, als ob er furchtbar erschrocken wäre. Reglos starrten sie zur Decke. Auch dann noch, als Gion zaghaft die Hand berührte. Und selbst dann noch, als er das Gesicht ganz nahe an jenes des Bärtigen hielt, als ihre Augen nur noch einen Fingerbreit voneinander entfernt waren. Gion verstand, dass die Augen ihn nicht mehr sehen und nicht mehr erkennen konnten. Ein Gefühl grenzenloser Verzweiflung packte ihn, schnürte ihm die Kehle zu und nahm ihm den Atem. Stumm blieb er sitzen, unfähig zu schreien oder zu weinen. Er begriff, dass der Totentanz weiter gehen würde, immer weiter. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.

## Hüttenabtrieb

von Thomas Kurze

der wendel hat sich gewünscht dass wir vorausgehen gibst du zu verstehen geht voraus gehen wir voraus klar könnte man denken der mann weiß bescheid weiß trotz seines alters bescheid 21 jänner rechnet der während die enndlin und ich die juliana längst auf die vierzig zugehen aber lass uns wir gehen voraus vielleicht hat er auch angst hast angst der wendel schaut mich an keine angst kein groll man kann in seinem gesicht nicht ablesen wie es sich mit ihm verhält die enndlin scheint sich daran nicht zu stören geht voraus als sei es das natürlichste auf der welt hat ein schweres leben der otmar ist früh verstorben hat ihr niemand gewünscht ist trotzdem so gekommen der herrgott wird wissen warum und der wendel hat nichts dagegen gehabt dass sie seitdem bei uns wohnt es ist meine schwester habe ich dem wendel gesagt und da ich nichts in seinem gesicht habe lesen können was darauf hingewiesen hätte dass er einen einwand vielleicht sogar eine gegenrede parat hätte ist die enndlin dann bei uns eingezogen auf der hütten ist eng habe ich zur enndlin gesagt aber sie hat mir signalisiert dass das schon alles o.k. ist und dann haben wir auf der hütten gewohnt erst ein paar tage und dann waren es wochen und schon bald monate und also sind die jahre ins land gezogen und der wendel hat begonnen die enndlin so merkwürdig anzusehen und ich habe zum wendel gesagt wendel habe ich gesagt und der hat zurück gefragt was hat er gefragt einfach nur was und da wusste ich auch nicht so recht was ich darauf antworten soll denn schliesslich ist doch gar nichts passiert ist ja gar nichts habe ich zum wendel gesagt und genau in dem augenblick ist die enndlin hereingekommen und hat gefragt was denn nicht ist und ich habe nur den kopf geschüttelt während der wendel es vorgezogen hat gar nichts zu sagen und das hat die enndlin natürlich auch gewissermaßen misstrauisch gemacht und also ist es in den darauf folgenden tagen immer weniger zu gesprächen gekommen was ja o.k. ist aber die enndlin schien weniger glücklicher mit einer solchen situation man könnte ja auch miteinander reden hat sie

zu mir gesagt juliana wir haben immer gesprochen früher als der vater noch lebte die mutter juliana erinnerst du dich an die mutter hat die enndlin zu mir gesagt die mutter juliana und vielleicht hat sie recht gehabt vielleicht ist das zusammenleben bei gleichzeitigem schweigen nicht gut ist doch nicht gut enndlin habe ich gedacht hast schon recht ist nicht gut und also bin ich hin zum wendel und habe ihm versucht zu erklären dass es so nicht weitergehen kann es kann so nicht weitergehen habe ich zum wendel gesagt und der hat sehr intensiv geschaut so intensiv dass ich alles auf einem guten weg vermutet habe und wirklich erst sind der wendel und ich am abend mal auf der wiese herum spaziert und es war gut und dann sind die enndlin und ich mal am abend auf der wiese herum spaziert wir haben ein wenig geredet und es war gut und natürlich bin ich auch davon ausgegangen dass im anschluss und in den darauf folgenden tagen dann auch mal der wendel und die enndlin ich meine es lag gewissermaßen in der luft und ich habe zur enndlin gesagt enndlin habe ich gesagt es wäre eine möglichkeit und natürlich hat die enndlin gewusst dass ich mit der möglichkeit einen abendlichen spaziergang meine du und der wendel habe ich gesagt und die enndlin hat ganz genau gewusst was ich meine und es kann auch sein dass sie in dem augenblick kurz gezuckt hat was ich natürlich nicht sicher weiß was für mich aber nahe gelegen ist in der juliana-welt liegt das nahe aber natürlich ist die juliana-welt nicht die größte und wer weiß wie die wendel-welt aussieht denn der wendel ist noch jung oder wie groß gar die enndlin-welt ist und da passiert es genau in der zeit dass an einem tag der wendel und ich waren nach getaner arbeit noch einmal draußen auf den wiesen die nicht von der hütte aus einzusehen sind bei unserer rückkehr ein mann vor der hütte steht älter als der wendel gunnar sagt er auf die frage wer er ist was uns ja gewissermaßen genauso ratlos zurück lässt denn der name kommt uns merkwürdig vor fremd auch seine sprache ist fremd schwer zu verstehen eine schwere sprache auch in ihrer form nordisch vielleicht und so fremd alles auch erscheinen mag eine unmittelbare gefahr scheint nicht von ihm auszugehen und so stehen wir drei vor der hütte und der gunnar schaut in richtung der wiese von der aus er uns hat kommen sehen und dann sagt er schön und der wendel und ich schauen uns an und ich sehe es dem wendel an dass er aufs äußerste angespannt ist denn er schaut so intensiv dass das vieh im stall nervös werden müsste bekäme es nur etwas davon mit und dann kommt natürlich die enndlin und sieht den gunnar biegt gerade um die ecke die hütte verschwindet gerade in der dämmerung und sieht dann den gunnar und fragt was denn jetzt hier los ist und ich stelle sie dann dem gunnar vor und der gunnar schaut sehr intensiv ja der wendel wird später denken dass der gunnar sogar mit einem auge gezwinkert hat gerade in dem augenblick als die enndlin hinter der hütte in den lichtkreis tritt der wendel hat ein kleines lagerfeuer entfacht und so ist sowohl dem wendel als auch mir sofort klar dass das jetzt eine ganz besondere begegnung zwischen den beiden der enndlin und dem gunnar ist und also ist es dann auch eine beschlossene sache dass der gunnar natürlich für die nacht auf der hütte bleiben kann und dann ist es auch eine beschlossene sache dass der gunnar auch am nächsten tag und in der nächsten nacht auf der hütte bleiben kann und weil die hütte ja groß ist kann er auch in den darauf folgenden tagen und dann auch wochen auf der hütte bleiben und irgendwann kann sich niemand mehr vorstellen dass es zeiten gegeben hat da der gunnar jetzt irgendwie nicht dagewesen ist und so schleicht sich dann auch nach und nach und weder für den wendel noch für mich so ganz offensichtlich etwas ein was man vielleicht mit einer beeinflussung vergleichen kann wovon die enndlin aber ihrerseits wenig mitzubekommen scheint denn nach dem entbehrensreichen leben was sie zuvor und nach dem tod ihres ehemanns zu ertragen hatte ist die enndlin jetzt in der gegenwart gunnars zu einem anderen menschen gewandelt der mit selbstvergessenheit und freude durch den tag mehr wandelt als geht und so will sie natürlich auch nicht die zeichen sehen die ich an ihr in zunehmendem maße zu erkennen glaube denn während der gunnar am anfang vom wendel und von mir gewissermaßen als unerwartetes geschenk für die enndlin begrüßt wird sind die veränderungen im verhalten der enndlin bereits in den ersten tagen nach seiner ankunft doch unübersehbar und ich gehe dann hin zu der enndlin und frage sie und sie sagt juliana sagt sie und deutet mir dadurch schon an dass das ab jetzt nicht mehr meine sache ist nicht julianas sache sagt die enndlin und auch nicht wendels sache wobei ich mir nicht ganz sicher bin dass ich zu dem zeitpunkt bereits das ganze ausmaß der beeinflussung und die daraus resultierenden konsequenzen als solche dingfest mache aber die enndlin wird in den darauffolgenden tagen und wochen so merkwürdig in ihrem verhalten und wahrscheinlich auch in ihrem denken dass die vorstellung an ein früher bald gar nicht mehr möglich ist und wenn es sicherlich das gravierendste moment dieser veränderung ist dann ist die tatsache dass die enndlin in diesen tagen beginnt sich ganz unschicklich auch vor der hütte zu zeigen sicherlich die augenfälligste was dem wendel natürlich auch nicht entgeht und er schaut erst die enndlin und dann mich so intensiv an wie ich es in dem ausmaße bei ihm gar nicht kenne und dann wird es in den darauffolgenden tagen immer deutlicher und ich beginne die situation auch als schlimm wahrzunehmen und sage zu dem wendel ist ds nicht schlimm aber der schaut erst die unschicklich gekleidete enndlin und dann mich so intensiv an dass es fast schmerzhaft ist und geht

dann zum holzhacken hinter die hütte und also fasse ich dann irgendwann den entschluss jetzt mal ein klärendes wort an den gunnar selbst zu richten und dann ist das in dem augenblick aber auch wieder ganz anders und das gespräch verläuft überhaupt nicht so wie ich mir das hätte denken können und da spricht auf einmal der wendel am abend mit mir hübsch sagt er und bezieht sich dabei offensichtlich auf die unschickliche kleidung die ich für den abend gewählt habe und dann ist es eigentlich nur noch eine frage der zeit dass es zu einer art konkurrenz zwischen der enndlin und mir kommt und während die experimente in sachen kleidung immer gewagter und die kreise unserer spaziergänge am abend der wendel mit mir der gunnar mit der enndlin die enndlin mit mir ich mit dem gunnar und die enndlin mit dem wendel und einmal tatsächlich auch der wendel mit dem gunnar immer größer werden wir bewegen uns weit von jeglicher siedlung oder hütte zwischen wald und lichtung hin und her vergessen die zeit verlieren uns im dunkeln in dieser zeit also in der wir jetzt leben genau jetzt denke ich fast täglich dass das alles schon ganz schön merkwürdig ist und dass man sich vielleicht einmal gedanken über die gründe hätte machen sollen aber es sind wahrscheinlich grundlose zeiten in denen wir leben und da fragt man eben nicht nach einem warum warum wir so leben warum der gunnar auf einmal dagewesen ist warum wir mittlerweile nur noch wie der herrgott uns schuf leben und uns der kleidung ganz entledigt haben warum der gunnar für alles und jede situation den ton angibt warum wir alle zumeist das gefühl haben dass alles in ordnung ist warum der gunnar uns immer wieder dazu bringt uns gegenseitig zu verletzen mit äxten müssen wir kämpfen mit eispickeln und es wird alles seine richtigkeit haben aber verstehen will es keiner außer dem gunnar vielleicht der stets bei den kämpfen neben dran steht und uns zu noch schwereren verletzungen ermuntert der versteht um was es geht wahrscheinlich immer wieder immer wieder aufs neue

## **Jagdfieber**

**von Noëmi Sacher Stojanov**

Ich stehe bereits neben den Toten, als Tello mich humpelnd einholt. Heute Morgen hat ein scharfkantiger Fels seinen Schuh zerrissen und die Wadenbinde, die er notdürftig darum gewickelt hat, hängt auch bereits in Fetzen.

„Jesus, Maria und Josef!“, ruft er aus und bekreuzigt sich dreimal, als er die Toten sieht. „Das sind ja Nonnen.“

Zwei jedenfalls. Das Kopftuch der einen ist dunkelrot und verklebt. Das Blut stammt von einer tiefen Schädelswunde. Der zweiten fehlt der Kopf und der dritte, ein Mann, hat ein Loch in der Stirn.

„Ermordet“, sagt Tello und klingt ängstlich dabei.

Vielleicht. Ein süßlicher Geruch liegt in der Luft, der nicht zu seiner Überlegung passen will. Und im Gras liegt ein Durchschläger. Ein fingerdicker Stab aus gehärtetem Eisen, spitz und in ganzer Länge verschmiert mit Blut und Schleim. Das ist kaum die Waffe eines Räubers.

Aber was geht es uns an? Seit sechs Tagen sind wir auf Wolfsjagd. Zweifellos war es unser Wolf, der den Kopf dieser Nonne weggetragen hat. Und das hat ihn Zeit gekostet, viel Zeit. Die Spur ist hier frisch wie am ersten Tag. Das Jagdfieber packt mich mit heißen Wellen. Wir haben eine Rechnung offen, dieser Wolf und ich.

Quälend langsam friemelt Tello dem toten Mann die Schuhe von den Füßen, zieht sie an. Ich trabe unruhig hin und her, dränge ihn zur Eile. Endlich ist er bereit. Endlich geht es vorwärts. Die Spur führt im Zickzack hinunter ins Tal, mit jedem Schritt holen wir auf – bis Tello plötzlich stehen bleibt.

„Das Kloster Mistail“, sagt er. „Wir müssen die Toten der Mutter Oberin melden.“

Er biegt von der Spur ab!

Ich protestiere, stelle mich ihm in den Weg. Aber er lässt sich nicht beirren und mir bleibt nichts übrig, als mich knurrend zu fügen.

Es dämmt bereits, als wir das Kloster erreichen. Während Tello einer Nonne ins Wohnhaus folgt, treibe ich mich herum, gelange zu einer niederen Mauer, dahinter die Kirche. Sie riecht nach frischem Kalk. Die Tür steht offen und ein Rascheln lockt mich ins Innere. Nur eine Maus, die, kaum hat sie mich gesehen, in einer Ritze verschwindet. Es feuchtet, wohl von den Farben an den Wänden, die noch nicht ganz trocken sind.

Mit dem Wind wabern Essensgerüche über den Hof. Ich folge ihnen bis vor das Küchenhäuschen. Soeben kommt die Köchin aus dem Wohngebäude zurück, ein leeres Servierbrett in der Hand.

Ich hefte mich an ihre Fersen.

Genau im richtigen Moment, als sie das Brett abstellt und den Rücken durchdrückt, schaue ich sie mit grossen Augen an. Sie lacht und gibt mir ein paar Essensreste.

Ein voller Bauch lindert zwar das Jagdfieber, aber nicht den verletzten Stolz. Ich kann es noch immer kaum glauben. Fünf! Fünf Schafe hat uns dieser Wolf gerissen. Am liebsten würde ich jetzt gleich aufspringen, in die Nacht hinauslaufen und ihn in Stücke reissen.

Ein Klopfen stört meine blutrünstigen Gedanken. Eine Frau steht am Küchenhaus.

Sie vermisse ihren Mann, den Maler, er habe in den Bergen Malachit gesucht für Farben.

Und da die Köchin: Es seien bereits alle unterwegs, um zwei Nonnen zu suchen, die längst vom Heidelbeerpflücken zurückerwartet werden.

Aber dann muss die Köchin Wein auftragen und die Frau des Malers bleibt händeringend neben dem Herd zurück, bis die andere mit eiligen Schritten wiederkommt.

„Der Fremde hat deinen Mann gefunden“, stösst sie hervor. „Ich hab soeben gehört, wie er's der Mutter Oberin erzählt hat.“

In diesem Moment nähern sich von der Klostermauer her schemenhaften Gestalten. Einige halten brennende Kienspäne. Sie sind in Aufruhr und nur allmählich schälen sich einzelne Worte aus dem Lärm heraus.

„Mord“, rufen sie und „Raub“.

Jetzt geht die Tür zum Wohnhaus auf. Tello steht da, an seiner Seite die Mutter Oberin. Eilig rapple ich mich auf und folge der Frau des Malers über den Hof.

Ich stehe direkt neben ihr, als sie aufschreit und mit zitterndem Finger auf Tello zeigt.

„Er hat meinen Mann nicht gefunden, er hat ihn erschlagen“, kreischt sie so laut, dass es mir in den Ohren schmerzt.

Mit einem einzigen Satz bin ich bei Tello und stelle mich schützend vor ihn. Ich bin gross genug, dass die Bauern auf Distanz bleiben. Vorerst.

„Er trägt die Schuhe meines Mannes“, hetzt die Frau da bereits weiter. „Ich kenne sie genau. Mit meinen eigenen Händen habe ich diese Naht genäht und den Faden dafür gesponnen.“

Erschrockene Rufe aus der Menge und ich spüre, wie Tello zusammenfährt.

„Ich habe die Schuhe auf einer Anhöhe im Wald gefunden. Drei Menschen lagen dort, doch sie waren schon tot als wir ankamen.“

„Hängt ihn auf“, ruft die Malersfrau, ohne meinem Freund zuzuhören.

„Sie hat Recht“, schreit die Meute. „Hängt ihn!“

„Wir haben die Toten gefunden“, ruft Tello über das Stimmengewirr. „Nur gefunden. In der Not habe ich meine schlechten Schuhe gegen seine guten getauscht. Ich werde Euch dafür bezahlen, gute Frau.“

Die Meute rückt näher. Wut liegt in der Luft, dass sich meine Nackenhaare sträuben. Ich mache mich bereit zum Kampf.

„Haltet ein!“, ruft die Mutter Oberin über den Lärm. Sofort wird es still.

„Auf meiner Türschwelle wird kein Gast verurteilt“, sagt sie mit fester Stimme. „Morgen bei Tagesanbruch werden wir über die Sache beraten. Bis dahin: Sperrt ihn ein.“

Noch vor der Dämmerung steigen wir ins Falein hinauf. Diesmal kümmert es mich nicht, dass der Wolf mit jedem unserer Schritte an Boden gewinnt. Die Nacht in Gefangenschaft hat Tello bleich und hohlwangig zurück gelassen und die Gesichter der Bauern sind heute noch feindseliger als gestern. Jeder, der laufen kann, folgt uns den Pfad hinauf. Der Zug bewegt sich quälend langsam, längst bin ich ihnen voraus, warte ungeduldig, bis sie mich eingeholt haben. Beziehe Posten auf einem grossen Stein, beobachte Tello, dass sich ihm keiner nähert, ihm keiner etwas antut. Endlich erreichen wir die Toten und jetzt bleibe ich dicht an seiner Seite. Wie erwartet wird die Menge unruhig, als sie die zerfleischte Nonne sehen, die Wunde am Kopf des Mannes und den eingeschlagenen Schädel der anderen Frau.

In ihren Augen ist alles klar: Mord.

Die Frau des Malers wirft sich wehklagend auf ihren Mann, reisst an seinem Obergewand. Der Gurt fehlt und neben seinem toten Körper – Tellos Schuhe.

„Er hat seinen Dolch gestohlen“, ruft sie.

„Ich habe ihn nicht.“ Tellos Stimme, viel zu leise. Sie hören ihn nicht.

Ich bin sicher, dass hier irgendwo ... da. Zwischen zwei Tannen lockere, dunkle Erde. Ich scharre sie weg und tatsächlich. Schon dicht unter der Oberfläche kommt die Gürtelschnalle zum Vorschein, ein paar beinerne Knöpfe und eine silberne Haarspange, weiter unten der Dolch.

Triumphierend schaue ich auf. Es war kein Raub.

„Verscharrt hat er die Beute, um sie später zu holen“, ruft die Malersfrau und viele Kehlen stimmen ihr zu.

Die Miene der Mutter Oberin wird steinern, ihre Augen dunkel und ihr Mund schmal.

Zum ersten Mal wird mir bang. Was jetzt? Da erinnere ich mich an den süßlichen Geruch. Heute ist er fast verschwunden, zu stark sind die Ausdünstungen der Leute in ihrer Wut. Aber ich erinnere mich, dass er von dort drüben kam. Vielleicht ist die Beute nicht das Einzige, was verscharrt unter der Erde liegt.

Ich folge den dünnen Geruchsfäden und je weiter ich mich von den Menschen entferne, desto deutlicher nehme ich sie wahr. Unter einer Wurzel entdecke ich eine weitere lockere Stelle im Boden. Die trockene Erde lässt sich leicht zur Seite schieben.

Tello sieht, dass ich ihm helfen will. „So wartet doch. Er hat noch etwas gefunden“, ruft er.

Die Bauern kommen misstrauisch zu mir herüber. Diesmal folgt unruhiges Gemurmel meiner Entdeckung.

Die Mutter Oberin tritt hinzu und zieht scharf die Luft ein, als sie den bräunlichen Klumpen Fleisch sieht.

Langsam, widerwillig fast, geht sie zu der Nonne mit dem eingedrückten Schädel und schlägt ihre Rösche zurück. Kurz nur, aber es ist offensichtlich. Das Innere ihrer Beine ist blutverschmiert. Der Klumpen Fleisch ist ihre Leibesfrucht.

Mit einem Mal ändert sich das Bild. Die Bauern, die meinen Tello eben noch hängen wollten, weichen entsetzt zurück. Die Mutter Oberin bückt sich mit steinerner Miene nach dem schleimverschmierten Durchschläger. Und langsam wird allen klar, dass die Nonnen keine Heidelbeeren gesucht haben und der Maler keinen Malachit. Die Vorderen flüstern es den Hinteren und ein vorwitziger Junge fängt eine schallende Ohrfeige.

Langsam steht die Frau des Malers auf und weicht von ihrem Mann zurück. Vielleicht, als seine Geliebte elend verblutet ist, hat er krank vor Trauer die Engelmacherin bedroht. Vielleicht hat sie, um sich zu wehren, den Durchschläger durch seine Stirn gerammt. Und vielleicht, nachdem sie die Beweise vergraben und den Kopf der toten Frau verletzt hat, um einen Raubmord vorzutäuschen, vielleicht kam gerade dann unser Wolf, der sie, vom Blutgeruch verrückt geworden, angegriffen hat.

Während die Bauern noch debattieren, wie die Toten ins Tal zu schaffen wären, oder ob man sie doch lieber hier oben begraben würde, um sich den beschwerlichen Weg zu sparen und weil sie doch alle Sünder wären, tritt die Mutter Oberin zu uns.

„Wenn du wenigstens den Wolf zur Rechenschaft ziehst“, sagt sie mit schwerer Stimme zu Tello, „dann könnt ihr gehen wohin ihr wollt, du und dein Hund.“

## **Die Toten von Falein**

### **von Clara-Sophie Schwarz**

Ich hatte immer die Hoffnung – ach, das klingt so sentimental – sagen wir, ich hatte die Vermutung, die Vermutung also, dass sich an meinem Zustand etwas ändern würde, wenn ihr meine Knochen findet. Wenn ihr das findet, was von mir noch eine Raum-Zeit-Stelle einnimmt in dieser Welt, meine Knochen. Dass also der Fund dieser Knochen etwas am Zustand des Denknebels ändert, wie ich es nenne, mein Ich, das da ziellos und unsichtbar umherwabert. Ein Geist bin ich, könnte man sagen. Es ist nur konsequent, dass mir das passiert ist mit der Körperlosigkeit. Zu ewigem Zusehen schein ich verdammt zu sein, im Leben wie im Tod. Ich kann immer nur staunen. Na gut, über das Staunen hinaus habe ich mir Wissen angeeignet. Oder nein, eigentlich eher meine Beobachtungen sorgfältig aufbewahrt. Wissen konnte ich aus ihnen bis dato nicht extrahieren. Es wäre auch nicht mitteilbar und daher nutzlos, ich gebe mir also keine Mühe. Wie auch immer, anscheinend habe ich unendlich viel Platz für Beobachtungen. Ich vergesse nichts. Das, Freunde, ist ein Vorteil der wortwörtlichen Substanzlosigkeit – keine Platzprobleme. Ich habe eure moderne Sprache gelernt vom Zuhören, wie schon die Vokabeln der Menschen vor euch und die derer davor, bloß, eine Stimme habe ich nicht. Ein Eingreifen ist mir verwehrt. Manchmal sehe ich jemanden, der mich an meinen Mörder erinnert. Ich sehe ihn wieder und wieder; alle paar Jahre schaue ich irgendwo in sein Gesicht. Und ich sehe auch, wie Andere in ihr Verderben rennen, indem sie vertrauen. Da würde ich schon gerne einmal mitspielen. Nur ein guter Beobachter weiß, wo es wirklich weh tut. Und ich bin die Beste. Ehrlich, glaubt mir, ich würde einen guten bösen Geist abgeben.

Natürlich nehme ich an, es gibt noch mehr von meiner Art. Aber es hat sich mir nie einer gezeigt. Ab und zu bei meinen Streifzügen sehe ich eine Leiche im Wald, die wartet, gefunden zu werden, damit sich irgendwer fragt, was das wohl für ein Mensch gewesen ist. Und dann komme ich immer wieder mal vorbei und sehe zu, wie sie eins mit ihrem Hintergrund wird, die Leiche, und geduldig wartet. Aber nie habe ich einen

Gedanken nebel wahrnehmen können außer meinen eigenen. Nicht ein einziges Mal. Jetzt jedenfalls, wo es soweit ist, komme ich mir einigermaßen belämmert vor, dass ich mir eingeredet habe, es würde etwas an meinem Zustand ändern, wenn man die Knochen findet. 1200 Jahre auf dieser Welt, 14 als Lebende, 1186 als Tote, haben mir keine Weisheit gebracht, nein. Zwar neige ich gelegentlich zu grüblerischen Abschweifungen. Man erlaube mir eine Zwischenfrage: Was, verflucht, erwartet ihr von jemandem, der seit 1186 Jahren in seinem eigenen Sud kocht? Aber Weisheit, nein. Das ist auch nicht mein Stil, wisst ihr. Schon als Lebende hatte ich, rückblickend würde ich das jedenfalls so sehen, eine herausfordernde Nachlässigkeit an mir. So eine leicht arrogant daher kommende Selbstvergessenheit. Aber „weise“ wäre sicher das letzte Adjektiv, mit dem man mich beschrieben hätte. Nun ja, diese Selbstvergessenheit hat sie verrückt gemacht, die Männer. Das war gar nicht meine Absicht – ich denke, ich war einfach unaufmerksam. Wahrscheinlich lacht ihr mich aus, wenn ich euch sage: Mir war damals irgendwie auch nicht so richtig bewusst, wie man Kinder macht. Ist ja auch ein Wunder, muss man sagen; das empfinde ich auch nach 1200 Jahren noch so. OK, man steckt was rein und dann kommt was raus. Aber etwas völlig anderes, ungleich schöner (zum Glück). Und nachdem am Anfang eine Handlung stand (wenn sie auch nicht durch mich entschieden wurde, sondern für, vielmehr gegen mich), so passierte neun Monate später etwas, das sich jeglichen Einflusses sowieso entzog. Zunächst das Gefühl körperlichen Ausgesetztseins – mir nicht gänzlich unbekannt – und dann... Liebe, gegen die man sich nicht wehren kann, bedingungslose Verlorenheit an die kleine Kreatur, die plötzlich da war. Also ehrlich, vielleicht ist das die Ursache für meine Rastlosigkeit. Soviel Liebe, die kann nicht einfach verschwinden, wenn der Empfänger vorzeitig stirbt oder man selbst oder beide. Die ganze Scheißwelt muss voller ungeliebter Liebe sein, zum Bersten voll damit, und irgendwann wird diese ganze Liebe sie zum Explodieren bringen. Dann fliegt uns also dieser ganze Wahnsinn um die Ohren. Wobei meine freilich schon vor 1186 Jahren den Insekten zum Opfer fielen. So etwas geht ja schnell im Freien.

Kurz zusammengefasst geschah folgendes, bevor meine Ohren den Krabbeltierchen zum Opfer fielen: Ich lebte mit meinem unverheirateten Bruder und meiner Mutter in einer kleinen Siedlung und besorgte den Haushalt. Ich war unvorbereitet. Ich wurde vergewaltigt. Ich gebar ein Kind. Dieses Kind allerdings war nicht wie andere Kinder. Es hatte absurd kurze Ärmchen und Beinchen und einen unverhältnismäßig großen Kopf, dazu pechschwarze Haare, die ihm stets zu Berge standen, und Augen dunkel und tief wie Brunnen. Ein Junge.

Dann: Es verhagelte uns die Ernte, vier junge Männer starben am Fieber, und das alles in einem vagen zeitlichen Zusammenhang zu der Geburt des verküppelten Bastardjungen – welche Schlüsse gezogen wurden, könnt ihr euch denken. Mir selbst kam es abwegig vor, dass ein Geschöpf mickriger Größe und bewaffnet einzig mit einem glockenhellen Babystimmchen als Ausgeburt des Bösen – Moment, dann wäre ja ich das Böse, wie amüsant – eine existenzielle Bedrohung für das ganze verkommene Kaff darstellen sollte. Scheinbar fanden das auch meine Mutter und mein Bruder unplausibel, obgleich sie sich nicht offen äußerten. Das war avantgardistisch damals, nach der Plausibilität zu fragen, selbst nur in Gedanken. Ja, so gesehen ist das die Avantgarde des Frühmittelalters, deren Gebeine ihr da gefunden habt. Oder das Böse, falls ihr die Perspektive meiner Zeitgenossen einzunehmen wünscht. Das gefällt mir ja glatt. Ich, das Böse. Hat was. Vielleicht muss ich auch deswegen überdauern, nicht wegen der Liebe selbst, sondern wegen der Liebe des Satans für den Satansbraten.

Andere hätten ihr Kind vielleicht mit einem Fetzen Stoff erstickt und hätten seinen Tod dann seiner angeborenen Schwäche zugeschrieben. Jeder hätte mir glauben wollen, hätte ich das getan. Er war nun einmal ein Krüppel. Aber ich habe es nicht getan. Nun, und das hat uns alle das Leben gekostet. Doch was war das ohnehin für ein Leben und was wäre es erst für eines geworden, wenn ich mein Kind erstickt hätte. So sind wir also alle gestorben. Mein Bruder, meine Mutter und ich. Mein Sohn selbstverständlich auch. Ihr müsst wissen – Töten hatte damals nicht die Exklusivität, die es heute hat. Es ist viel häufiger passiert. Mein Mörder hat es mehrfach getan, und was war schon dabei? Sicher, Getötetwerden war auch nicht so exklusiv wie heute, aber zumindest exklusiver als Töten. Getötet wird man nur einmal. Ich wurde an einem milden Sommertag erschlagen. Mit einem Hammer, sodass mir Hirnmasse aus dem Schädel floss und mein kastanien-braunes Haar verklebte, auf das ich einst stolz gewesen war. Wofür? Für meinen Versuch, mit meiner Familie zu fliehen, um diesen erfundenen Fluch zu brechen, oder eigentlich, weil es eine Schande war, dass ein machtvoller und kräftiger Mann einen Krüppel gezeugt hatte, dessen Haare so schwarz und dessen Augen so tief waren, dass keiner an der Vaterschaft zweifeln konnte. Und als seine Vögelchen ihm zutrug, wie in den Tavernen höhnisch über seinen verdorbenen Samen hergezogen wurde, aus dem ein Krüppel hervorgegangen sei, hässlicher als die Nacht, der auch noch Unglück brächte, da war es um den Vater meines Sohnes geschehen. Sein Stolz war verletzt, sein Zorn unermesslich. Es reichte ihm nicht, dass

wir flohen, einer ungewissen Zukunft entgegeneilten, nein, er wollte Gewissheit, er wollte unseren Tod. So setzte er uns nach. Es war eine unfaire Jagd. Ein gesunder Mann, der die meiste Zeit seines Lebens genug zu essen gehabt hatte, gegen drei abgerissene Gestalten, die ihr ganzes Hab und Gut am Leib trugen, mit einem verkrüppelten Säugling auf unwegsamem Gelände. Es dauerte nur wenige Tage, und wir waren mit unseren Kräften am Ende. Und da schlug er zu. Nachdem er aus dem Hinterhalt hervorgebrochen war, erschlug er zuerst meinen Bruder. Er zog ihm von hinten mit voller Wucht den Hammer über den Schädel – das Geräusch war ekelhaft. Ein kurzes Japsen folgte dem Schlag, dann blieb mein Bruder reglos liegen. Als zweite erwischte es mich. Das letzte, was ich als Lebende zu hören bekam, waren die Schreie meiner Mutter. Sie klang wie ein verwundetes Tier. Sie wurde bald zum Schweigen gebracht. Unserem Mörder stand der Schweiß auf der Stirn und lief seinen Nacken hinunter. Er hatte Blutspritzer im Gesicht und an der Kleidung, durch das Ausholen mit dem blutigen Hammer war er selbst am Rücken blutbefleckt. Seinen Sohn würdigte er keines Blickes. Wimmernd ließ er ihn neben seiner Mutter zurück, neben mir, deren Körper noch ein paar letzte Atemzüge tat, während sich der Denknebel schon formierte. Und hilflos auf dem Rücken liegend, mit den Beinchen ins Leere tretend, lag mein Sohn neben meinem Kopf, zwischen uns ein Klumpen Hirnmasse, und erwartete den Einbruch der Nacht. Ich denke, er merkte kaum, wie er auskühlte. Von ihm habt ihr nichts gefunden. Tiere verschleppten ihn, ich denke, er besteht in den Waldtieren fort und ist bei Weitem nicht so einsam wie seine Mutter.

Ja, liebe Freunde, das ist meine Geschichte. Aber verraten dürft ihr nie ein Wort davon. Denn ihr wisst ja: Ich habe keine Stimme, keinen Körper, ich schaue nur zu.

## **Reto**

### **von Thomas Stumpf**

Es war ein beschwerlicher Anstieg, selbst unter günstigen Bedingungen. Den Heuschober und die Baumgrenze hatte Cunrad bereits lange hinter sich gelassen und bald würde er die Stelle erreichen. Vor zwei Stunden war er im Schutze der Dunkelheit aus Falein aufgebrochen, den schweren Hornschlitten, mit dem sonst das Heu talwärts befördert wird, im Schlepptau. Doch die auf dem Schlitten ruhende Last war nichts im Vergleich zu jener, die an seinem Herzen zog und ihn zu verschlingen drohte. Schwer ging sein Atem durch die frostdurchhauchte Luft. Bald würde es den ersten Schnee geben. Sein massiger Körper schwitzte unter der Kleidung aus Leinen und Filz. Die rauen Seile, mit denen er seine traurige Last hinter sich her zog, scheuerten auf der Haut. Schweiß rann ihm übers Gesicht, brannte in den Augen, verfang sich in seinem Bart. Doch all das nahm er kaum wahr. Stoisch schritt er im fahlen Mondlicht seinem verfluchten Ziel entgegen, immer weiter bergauf zu jener Stelle, die er schon einmal auserwählt hatte. Doch heute Nacht würde er ein größeres Loch ausheben müssen.

Reto war, Fügung des Himmels, nach schwerer Geburt ihr einziges Kind geblieben. Still und verhalten war er von klein auf gewesen, doch es wurde schlimmer nachdem seine Mutter, möge der Herr ihr gnädig sein, gestorben war. Die gute Aita erlag kurz nach Retos siebten Geburtstag einer schweren Lungenentzündung. Das konnte schnell gehen, hier oben. Nach ihrem Tod war der Junge noch in sich gekehrter und mied die wenigen anderen Kinder, die es in dem kleinen Dorf gab. So sehr sich Cunrad bemühte, die schwere Arbeit von früh bis spät hinderte ihn daran, mehr Zeit mit seinem Sohn zu verbringen. Reto weinte häufig im Schlaf und manchmal nässte er sich wieder ein, so wie er es als Kleinkind getan hatte.

Schnaufend machte Cunrad halt. Er hatte die Stelle erreicht, die er eines Nachts im vergangenen Sommer markiert hatte. Drei Steine am Berghang im Gras. Unbedeutend für das Auge eines beliebigen Betrachters, ein Mahnmal für ihn. Cunrad entledigte sich der Seile und nahm die Schaufel vom Schlitten. Der Boden war hart, aber noch nicht gefroren. Er begann zu graben.

Der Sommer, der auf Aitas Hinscheiden folgte, war besonders arbeitsreich. Alle waren eingebunden, Männer, Frauen und auch die Kinder mussten anpacken. Cunrad versuchte einerseits, den kleinen Reto einzubeziehen und ihm angemessene Aufgaben zuzuteilen. Andererseits wollte er ihm in Hinblick auf den Verlust seiner Mutter nicht zu viel zumuten und überließ ihn daher öfter dem Müßiggang als es vielleicht angebracht gewesen wäre. Eines Abends im Spätsommer kam Cunrad von der Alm herab, wo er mit den anderen Männern aus dem Dorf das Heu für den Winter geschnitten hatte. Aus dem Eimer trank er eine Kelle frischen Wassers und ließ zwei weitere Kellen davon über sein erhitztes Haupt fließen. Reto war nirgends zu sehen, also rief Cunrad nach ihm. Er fand Reto hinterm Haus. Der Junge saß im Schneidersitz

in der Abendsonne und hatte ihm den Rücken zugewandt. „Reto?“, sagte Cunrad und ging einen Schritt auf seinen Sohn zu. Dieser schien den Vater erst jetzt zu bemerken und drehte sich, noch immer sitzend, zu ihm um, das Gesicht bar jeglicher Emotion. Cunrad konnte nun erkennen, dass Reto mit einem Stecken in der Hand auf dem Boden herumstocherte. Dann sah er das Messer. Es lag neben dem Jungen im Gras. Blutverschmiert. „Reto?“, fragte Cunrad, jetzt mit Sorge in der Stimme, das Kind könnte verletzt sein. Er näherte sich dem Jungen einen weiteren Schritt, doch sobald er über das sitzende Kind hinwegsehen konnte, blieb er wie vom Donner gerührt stehen. Der Junge stocherte nicht auf dem Boden herum, sondern in etwas, das vor ihm auf dem Boden lag. Es war eine Katze. Aufgeschnitten und ausgeweidet. Blut, nicht nur am Messer, sondern auch an den Händen des Kindes. „Was tust du da, Reto?“, fragte Cunrad mit brüchiger Stimme. Reto blickte ihm ins Gesicht, doch kein Wort kam über seine Lippen.

Nach schweißtreibender Arbeit war Cunrad, zügiger als erwartet, auf die Überreste dessen gestoßen, was er vor einem Jahr hier verborgen hatte. Er legte die Schaufel beiseite, kniete sich zu Boden und entnahm dem Erdreich die beiden Unterschenkelknochen. Cunrad warf einen Blick zum Hornschlitten. Er würde tiefer graben müssen.

Die Jahreszeiten kamen und gingen, Kühe wurden auf- und abgetrieben, Heu geschnitten, Dächer ausgebessert. Der ersten Katze waren weitere gefolgt und stets hatte Cunrad ihre Überreste verscharrt. Es waren nur Katzen, Streuner. Irgendwann ließ das Interesse des Jungen an den Tieren nach. Im Jahr als Karl der Große sich zum Kaiser krönen ließ und der Einfluss der Karolinger in der Schweiz stetig wuchs, was hier oben im Dorf niemanden interessierte, war Reto bereits zu einem jungen Mann herangewachsen. Seine Verschlossenheit aber war geblieben. Alle kannten den wortkargen, aber freundlichen Sohn vom Cunrad, Freunde hatte er jedoch nicht. Obgleich er sich ihnen nicht näherte, waren Cunrad die Blicke nicht entgangen, mit denen Reto die Frauen bedachte. Lauernde Blicke. Etwas Düsteres regte sich in Reto. Eines Tages im Spätherbst musste Cunrad für drei Tage fort. Reto, zuverlässig und geschickt, war in der Zwischenzeit verantwortlich für Haus und Hof. Cunrad konnte sich auf den Jungen verlassen. Dennoch hatte er kein gutes Gefühl, als er aufbrach, doch die Reise zum Markt nach Filisur war unumstößlich. Es war die letzte Gelegenheit vor Einbruch des Winters. Bei seiner Rückkehr fand er Reto im Haus an der Feuerstelle sitzend. Retos Blick war leer und starr und er reagierte erst nach der zweiten Ansprache auf des Vaters Begrüßung. Zwei Tage später stieß Cunrad in einer Ecke des Stalls auf einen zugebundenen Leinensack. Er konnte sich nicht daran erinnern, einen solchen hier abgestellt zu haben und ging daher in die Knie, um ihn auf seinen Inhalt zu überprüfen. Er öffnete die Schnürung. Mit einem Schrei des Entsetzens wich Cunrad ruckartig nach hinten und stürzte zu Boden. Der Sack enthielt zwei Unterschenkel. Sie gehörten zweifelsfrei zu einer Frau. Cunrad flüchtete aus dem Stall. Reto hielt sich derweil im Schuppen hinter dem Haus auf, wo er gerade mit einem Beil Brennholz hackte. Cunrad stürmte auf Reto los, packte ihn am Kragen und presste ihn an die Wand des Schuppens. Das Beil war Retos Hand entglitten und er setzte sich nicht zur Wehr.

„Was hast du getan?“, schrie ihm der Vater mitten ins Gesicht. „Was hast du nur getan?“ Cunrad schüttelte seinen Sohn wie eine Puppe, doch Reto blieb ohne Reaktion. „Wer ist das im Stall?“, schrie Cunrad. „Wer ist das?“ „Ich weiß es nicht, Vater“, antwortete der Junge endlich, eine gespenstige Ruhe in der Stimme. „Ich kenne ihren Namen nicht. Hab´ sie im Wald getroffen. Beim Holz sammeln. Ich glaube, sie kam aus dem Tal.“ „Wo ist der Rest von ihr?“, flüsterte Cunrad jetzt, Nase an Nase zu seinem Sohn, den er noch immer mit aller Gewalt an die Wand drückte. „Versteckt, Vater. Ich hab sie überall versteckt“, sagte Reto mit kindlicher Erregung. Cunrad ließ ihn los. Er hatte keine Kraft mehr. Ohne ein weiteres Wort wandte er dem Jungen den Rücken zu, ging ins Haus und schloss sich in seiner Stube ein. Wochenlang danach hatten sie nur das Nötigste miteinander geredet, was Cunrad deutlich schwerer fiel als dem ohnehin stets stillen Reto. Mit den Unterschenkeln hatte Cunrad es schließlich so gehalten wie mit den Katzen. Allerdings wollte er die Überreste keineswegs in der Nähe seines Hofes wissen und so hatte er erstmals in der Nacht den Aufstieg gemacht und den Inhalt des schrecklichen Leinensacks unter die Erde gebracht und die drei Steine gesetzt. Den Sack hatte er anschließend vorsorglich dem Feuer übergeben.

Cunrad begutachtete sein Werk. Das Loch war nun tief genug für seine Zwecke. Er wischte den Schweiß von der Stirn, was erdige Schlieren in seinem Gesicht hinterließ. Dann ging er zum Schlitten, löste die Knoten, mit denen er seine unheimliche Fracht gesichert hatte und schlug die grobe Leinendecke zurück. „Allmächtiger“, entfuhr es ihm. Die blasse Haut der beiden leblosen Körper leuchtete schauderhaft hell im Mondlicht.

In der Nacht war Cunrad aufgewacht. Etwas hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Obwohl sonst nicht seine Art, ging er zu Retos Kammer, horchte kurz an der Tür und trat ein. Die Bettstatt war leer. Cunrad trat ans Fenster und starrte in die Dunkelheit. Gegenüber, unter der Tür des Schuppens, konnte er einen schwachen Lichtschein erkennen. Was trieb der Junge dort mitten in der Nacht? Eine böse Vorahnung ergriff Besitz von

ihm. An der Tür zum Schuppen hielt er inne, barfuß, die Hand an das raue Holz gelehnt, das Herz laut pochend. Dann stieß er die Tür auf. Den Anblick, der sich ihm im schwachen Licht der Blendlaterne bot, würde Cunrad für den Rest seines Lebens nicht mehr vergessen. Reto nackt, die Frau entblößt auf dem Werkisch liegend, Reto hinter ihr, in ihr. „Vater“, stammelte Reto überrascht. Cunrad wusste nichts zu sagen. Er taumelte nach vorn. Die Frau rührte sich nicht. Würde sie auch nicht. Nie mehr. Am Boden lag das Vierkantholz, Blut und Haare an seinem Ende. Cunrad erkannte die Frau. Sie stammte aus dem Nachbardorf. Nescha war ihr Name, wenn er sich recht entsann, die Witwe vom Jöri, der vor einigen Jahren beim Holzmachen verunglückt war. „Bist du des Teufels?“, presste Cunrad hervor. „Was ist nur los mit dir?“ Hatte er den Jungen zu hart angepackt? Oder nicht hart genug? Cunrad wusste nur, dass es ein Ende haben musste. Jetzt und hier. Reto stand vor ihm, reglos, zitternd, elend. Tränen liefen Cunrad über das Gesicht als er zum Zimmermannshammer griff, der an seinem gewohnten Platz vom Balken hing. „Vater“, wiederholte Reto leise. Ein einziger Hieb streckte ihn nieder. Die Erde würde das grausige Geheimnis nun für immer bewahren. Noch in derselben Nacht kehrte Cunrad Falein für immer den Rücken.

# Final-Geschichten

## Die Toten von Falein

von Nicole Anderhalden

Glaubed Sie bloss ned alles was mer so verzellt.

Da war ich nun vor dem schönen Hotel in Filisur, nach zwei Stunden Fahrt. Ich nistete mich schon mal in meinem Zimmer ein und freute mich auf zwei spannende Tage. Wissen Sie, ich bin Hobbydetektiv und mir gefällt was anderen missfällt, jedenfalls das Ungelöste daran, Sie verstehen?

In der Zeitung hatte ich von diesem Knochenfund im Bündnerland gelesen und hatte es mir zur Aufgabe gemacht, das Rätsel um die Toten von Falein zu lösen. Als ich an diesem kühlen Herbsttag im Bündnerland ankam, kitzelte mein linker Fuss schon gewaltig. Ein Zeichen dafür, dass ich einem Abenteuer nah war.

Es isch doch schöner als es im Meteo gheisse hed.

Mit Cappuccinoschaum an der Lippe sass ich auf der Terrasse des Hotels und hatte eine wunderbare Sicht über das Dörfchen. Immer mal wieder schweifte mein Blick in die Ferne und ich sah ein Auto rasant Richtung Albulapass fahren. Den Piz Rignuz, etwas versteckt hinter sattgrünen Hügeln zu meiner linken gelegen, schien die Passstrasse zu verschlucken. Weit geradeaus, erstreckte sich ein dichtes Gespinst von Fichtenwäldern und weiter rechts, ohne dass ich es sehen konnte, Alvenau. Das heilende Schwefelwasser von dort roch ich jedoch beinahe. Ich machte mich schlau. Das Maiensäss auf Falein war zu Fuss etwa zweieinhalb Stunden entfernt. Die 1200 Jahre alten Knochen von zwei Frauen und einem Mann wurden dort neben einer Berghütte gefunden. Arbeiter hatten beim Bau einer Sickerleitung diese uralten Leutchen entdeckt. Waren sie vielleicht unterwegs nach Pnez gewesen? Ich hatte gelesen, dass es früher wohl eine Umgehungsroute Richtung Bergün gegeben haben musste. Da musste ich einfach hin, Sie verstehen?

Stotzige Chrache

Mit Blasen an den Füßen kam ich auf das Maiensäss. Ich setzte mich auf einen grossen Stein und ruhte mich aus. Es hatte schon etwas gespenstisch Schönes so weit oben. Wie aus dem Nichts klopfte mir etwas auf den Rücken. Ich brauche Ihnen ja nicht zu erklären, wie tief mein Herz in meine Hose gerutscht war. Da stand ein dürrer, alter Mann mit Pfeife vor mir. Seine Schuhe waren noch einiges dreckiger als meine. Ich grüsste ihn. Er war wohl von meinem zerzaust verschwitzten Äusseren so geschockt, dass er mir etwas Ziegenmilch zu trinken anbot. Ich liess mich nicht lange bitten. Natürlich befragte ich ihn, als ein Berggänger und Äpler, das nahm ich jedenfalls an, musste er doch über den Knochenfund Bescheid wissen. Das erste was er mir völlig selbstverständlich zur Antwort gab war:

Teufelskraut.

Er fing an zu erzählen:

Es gab da einen Burschen, er schaute zu seinen Ziegen. Die Ziegen waren mager, gaben fast nichts her, wenig Milch, daraus noch weniger Käse. Der Vater war gestorben, Mutter und Schwester haushalteten, während der bereits erwachsene Sohn versuchte, die Ziegenmilch zu verkaufen. Doch es half nichts, er sah sich gezwungen bald einige Tiere zu schlachten. So behielt er die drei Schwächsten draussen vor dem Stall. Er zückte sein Messer und wollte gerade die Kehle der ersten durchschneiden, da bäumte sich diese auf und stand nun auf ihre zwei Hinterläufe. Der Bursche erschrak und wusste nicht wie ihm geschah. Die Ziege verbeugte sich und gebärdete ihm, keine Angst zu haben. Sie sei zwar nur eine magere Ziege und doch wisse sie Sie sprach weiter, wenn er sie am Leben liesse, würde es sich lohnen. Sie sprach weiter, wenn er sie am Leben liesse, würde es sich lohnen. Der Bursche fürchtete um seinen Verstand und Gottesglauben, das Letzte, was ihm noch geblieben war. Was sie ihm denn geben könnte, gab er zur Antwort und die Ziege fuhr fort. Er solle bei Sonnenaufgang in den Wald gehen, bis seine Füsse im Morast stecken blieben, er solle dort auf einem grossen Stein Platz nehmen und auf die ersten Sonnenstrahlen warten. Er würde dann etwas aus dem Wald nach Hause bringen, etwas Magisches, etwas, das die Ziegen stark werden liesse. Etwas, das alles gut und stark werden liesse. Aber er solle auf der Hut sein, er solle nur so viel davon nehmen, wie er wirklich brauche.

Das macht doch kei Sinn.

Ich beäugte den Äpler skeptisch als er seine Pfeife ausklopfte und kurz eine Pause einlegte. Warum sollte der Junge denn so etwas tun? Wenn Ihnen eine Ziege so etwas sagen würde, dann glaube ich, würden Sie

als Erstes einen Arzttermin vereinbaren, nicht wahr? Der Älpler nahm einen tiefen Zug aus seiner neu gestopften Pfeife, schaute mich noch ernster an, als all die Berge rundum und erzählte weiter. Der Bursche tat, wie ihm befohlen. Als er kaum einen Schritt mehr gehen konnte, weil seine Füsse so tief in Schlamm und Dreck vergraben waren, setzte er sich auf den nächsten grossen Stein. Es ging nicht lange, da hüllten erste Sonnenstrahlen das Dunkel und Kühl des Waldes in Licht ein. Da sah er ein wildwachsendes Kraut, welches er nicht kannte. Purpur waren die Blüten, ähnlich einer Distel, aber die Gestalt doch anders. Es schien, als habe dieses Kraut nicht ohne Grund eine solche Wirkung auf den Burschen. Er schnitt acht gleiche Zweige ab, einen Zweig für jede Ziege. Die Luft wurde wärmer und als er sich auf den Rückweg machen wollte, hielt er kurz inne. Der Weg war so beschwerlich, warum sollte er nur acht Zweige mitnehmen? Die Ziege hatte gesagt, so viel er brauche und er brauchte viel. So riss er das ganze Kraut aus dem Boden und kehrte guten Mutes zurück. Mutter und Schwester wunderten sich, als der Bursche ihnen auferlegte, das Kraut am sonnigsten Platz einzugraben und jeden Tag zu wässern. Seinen Ziegen fütterte er sogleich mehrere Zweige. Die sprechende Ziege gab keinen Laut von sich, frass jedoch nur einen Zweig. Schon am nächsten Tag gaben die Ziegen literweise Milch, sie wurden stark und wenn sie blökten, hörte man das bis Bergün. Er dachte, was für die Ziegen gut war, musste auch für ihn gut tun. Mutter und Schwester kochten das Kraut in Wasser und sie alle tranken. Am nächsten Tag waren Mutters Falten verschwunden und die Schwester so schön wie nie. Die Ziegen waren fett geworden, der Bursche ein Mann. Im Dorf hörte man vom Glück der Bauersfamilie und man meinte das Teilen doch rätlich wär. Doch teilen wollte die Familie nicht. Bald waren sie reicher als die meisten, bauten ein grösseres Heim und kauften für wenig Geld magere Ziegen von den Ärmsten, die schon am nächsten Tag fett geschlachtet werden konnten. Die Dörfler wurden misstrauisch, da ging es nicht mit rechten Dingen zu. Die Mutter ohne Gicht, ohne Falten, die Tochter rosige Backen, der Bursche stark wie ein Stier. Just als der Bursche sich entschied, die nicht mehr sprechende Ziege nun doch zu schlachten, da diese nur einen Zweig hatte fressen wollen und auch nicht fett wurde, stand diese wieder auf ihre Hinterläufe und sprach. Er solle sich in Acht nehmen, er habe schon mehr als er brauche. Er könne teilen, was er nicht brauche. Er könne das Kraut in den Wald zurück bringen und in Frieden leben. Der Bursche lachte, packte die Ziege bei den kleinen Hörnern und schnitt ihr prompt die Kehle durch. Im Blutesrausch lachte er weiter und freute sich. Die Ziege keuchte. Doch mit jedem Blutstropfen, der auf den Boden fiel, fühlte sich der Bursche plötzlich schwächer. Er rang nach Luft. Der Bursche war wieder mager geworden, dürr und schwach. Mutter und Schwester eilten herbei, schrien und klagten. Die Ziegen waren alle tot und das magische Kraut verwelkt. Von weit her hörten sie das Gezeter der Dörfler. Eine ganze Meute war unterwegs zu ihnen mit Fackeln und Waffen. Tötet sie, Teufelsanbeter, tötet sie. So schnell sie konnten grub die Bauersfamilie das Kraut aus dem Boden und flüchtete in den Wald. Sie würden das Kraut wieder an Ort und Stelle pflanzen, es würde wieder gedeihen und sie würden wieder stark werden. Auf einer Lichtung kämpften sie sich durch Schlamm und Dreck, ihre Füsse blieben stecken und bald waren sie knietief im Morast eingesunken. Die wütende Meute folgte und sie schien nichts aufzuhalten. In Kürze hatten sie die Familie eingeholt. Die Schreie der Bauersfamilie waren bald verstummt, die Meute ins Dorf zurückgekehrt, das Kraut zu Staub verfallen.

Einzig das Blöken einer Ziege war noch zu hören.

En guete.

Nach einem üppigen Teller Pizokels und einem Gläschen des hauseigenen Rotweins verschwand ich auf mein Zimmer. Fast stolperte ich über ein Paar Wanderschuhe, welche ordentlich vor dem Nachbarzimmer platziert wurden. Ich war fix und foxi. Diese ganze Infojagd und die Rückkehr vom Maiensäss ins Hotel waren doch anstrengender gewesen, als ich gedacht hatte. Mir gingen tausend Dinge durch den Kopf. Dieser verschrobene, dürre Mann war nach seiner tollen Geschichte genauso schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war. Ich brauchte eine ganze Weile bis ich endlich einschlief. Ich sage Ihnen, diese Bündner hatten mir bestimmt etwas in den Wein getan. Solche kuriosen Träume hatte ich noch nie zuvor. Ich meinte sogar, Hufschritte vor meinem Zimmer gehört zu haben.

Morgens freute ich mich aufs Frühstück. Im Speisesaal suchte ich nach einem Platz. Jemand hatte wohl vergessen, seine Wanderschuhe ordentlich zu putzen, überall war Schlamm und Dreck. Igitt. Mein linker Fuss kitzelte wie verrückt und schien mich zum hintersten Fenster zu steuern. Obwohl kein anderer Tisch angeschrieben war, stand bei diesem kleinen Tischchen ein Schild mit meinem Namen darauf. Ich setzte mich, gähnte, liess mir die warmen Sonnenstrahlen aufs Gesicht scheinen und schaute etwas umher.

Kennen Sie Déjà-vu? Ich erkannte den leichten Tabakgeruch in der Luft und meine Stimmung vergraute. Scheu blickte ich, dieses Mal etwas genauer, auf meinen kleinen Tisch.

Dekorativ in einer Purpur Blumenvase, stand es da:

Teufelskraut.

Lassen Sie es mich so formulieren: Meine Tage als Hobbydetektiv sind gezählt.  
Wie wäre es, hätten nicht Sie Lust auf ein Abenteuer im schönen Bündnerland?

## Im Tod vereint

von Anke Elsner

Mit gesenkten Köpfen standen sie nebeneinander. Angst beherrschte jeden ihrer Gedanken und nicht nur der Wind ließ sie zittern. Die Leinenkittel bedeckten zwar ihre Körper, aber hielten natürlich einem Vergleich mit ihrer gewohnten Kleidung nicht stand. Wie hatten sie sich nur so täuschen können. Nicht nur das Unterschätzen der Kälte war ihr Fehler gewesen. Sie mussten jetzt einfach vorsichtig sein und vermeiden, die Männer noch mehr zu reizen.

Ihre Teleporter hingen am Gürtel des Anführers. Dieser hatte die glänzenden vierkantigen spitzen Stäbe für Waffen gehalten. Das Einzige, was sich noch in ihrem Besitz befand, waren ihre winzig kleinen Sprachtransmitter, aber die steckten ja auch tief im Gehörgang. Glücklicherweise hatten sie alle drei noch daran gedacht, neue einsetzen zu lassen, bevor sich die alten auflösten. Die Fähigkeit, jede andere Sprache durch dieses Hilfsmittel zu verstehen und gleichzeitig auch in dieser Sprache kommunizieren zu können, schien zunächst von großem Vorteil – bis Lyra das Erdbeben erwähnte.

Nur wegen dieses Naturereignisses befanden sie sich nach einer kurzen Reise durch den Zeittunnel in einer Gegend, die fast ausschließlich aus Bergen und Wäldern zu bestehen schien.

In ihrer Ära existierte man auf künstlichen Planeten im

Weltraum, erschaffen und am Leben erhalten durch Maschinen. Bäume, Wasser, Berge – für sie nur Namen und Bilder aus dem Archiv. Ihre Welt setzte sich aus nicht-natürlichen Materialien zusammen, ihr Dasein aus Substitutionsaktionen.

Die Wachzeit verbrachten sie zum großen Teil liegend in einer virtuellen Welt mit ihren Avataren. Allerdings besuchten sie regelmäßig den Psycho-Cross-Raum, um dort ihre Muskeln zu trainieren, denn sie fieberten alle drei ihrer Jähmung entgegen. Zu diesem speziellen Zeitpunkt erwartete sie ein ganz besonderes Erlebnis: Eine Echtzeitreise, wohin sie wollten und was immer sie zu sehen wünschten. Lange diskutierten sie während ihrer Trainingseinheiten und einigten sich schließlich auf ein gemeinsames Ziel:

Sie wollten in ihrer Erlebniszeit an einen einsamen Ort reisen, wo sie Zeugen eines Erdbebens sein konnten. Das Planetenregister akzeptierte ihren Wunsch und ermittelte mit Hilfe des Zufallsgenerators Zeit und Ort ihres Abenteuers: Ausgesucht wurde der 12. April 802, 15 Zeiteinheiten vor dem gewünschten Ereignis, so wie es die interplanetarischen Festlegungen vorschrieben. Als Zielort ergab sich eine menschenleere Region inmitten von Bergen, wo ein Erdbeben mit einer Magnitude von 7 stattfinden sollte.

Zum festgesetzten Termin betraten sie voll gespannter Erwartung den Zeittunnel, betätigten ihre Teleporter und landeten exakt an den errechneten Koordinaten. Staunend schauten sie sich um.

Es war ihre erste Echtzeitreise, und das Gefühl, eine andere Dimension mit völlig neuen aber realen Bildern zu erleben, machte sie sprachlos. Sie gingen einige Schritte, bis sie direkt vor einem Baum standen. „Seht euch das an“, Kyrl streckte die Hand aus und berührte den rauen Stamm, „so ein Gewächs gibt es hier wirklich. Hoffentlich fällt es nicht um bei dem Erdbeben.“ – „Glaub ich nicht“, beruhigte ihn Effne, „dieser Baum ist bestimmt schon sehr alt und richtig stark. Wenn es morgen losgeht, können wir ja mal nach ihm schauen. Ich freu mich jedenfalls schon auf das Spektakel.“

Plötzlich hörten sie eine Stimme in ihrem Rücken: „Was redet ihr da? Was sind das für komische Töne, die ihr von euch gebt?“ Erschrocken drehten sie sich um, da sie nicht mit Menschen gerechnet hatten.

Vor ihnen stand ein etwa 30jähriger Mann, dessen verfilzter Bart und wilde Haare ihm etwas Verwahrlostes gaben. Der schmucklose Leinenkittel, die an der Seite befestigte Axt und die vor Dreck starrenden Beinkleider vervollständigten das Bild eines eher armen Landbewohners. Gleichzeitig strahlte er jedoch eine Autorität aus, der man sich besser nicht widersetzte.

Die Transmitter stellten sofort auf die benötigte Sprache um, so dass Lyra, die sich als Erste wieder gefangen hatte, rasch antworten konnte: „Wir sind nur wegen des Erdbebens gekommen.“ Im gleichen Moment bohrten sich ihr von beiden Seiten Ellenbogen in die Rippen. Wie konnte sie nur so unvorsichtig sein.

Das Gesicht des Mannes verfinsterte sich noch mehr: „Ihr wollt die Erde zum Beben bringen?“ „Nein, nein“, versuchte Kyril die Lage zu entspannen, „das hast du falsch verstanden. Es wird sich hier alles nur ein bisschen bewegen.“ Misstrauisch blickte sie ihr Gegenüber an. „Gebt mir erst mal die Silberstäbe, die ihr in der Hand haltet.“ Zögernd händigten sie ihm ihre Teleporter aus, um keinen weiteren Unmut zu erregen. Mit seiner Axt machte er ihnen ein Zeichen, mitzukommen.

Sie erreichten nach kurzer Zeit eine kleine Gruppe von Leuten, die um ein Feuer saß. Zunächst schlug ihnen Ablehnung entgegen, die sich aber in Interesse verwandelte, als ihr Begleiter sie aufforderte, die Worte über das Erdbeben zu wiederholen. Also trat Lyra vor: „Liebe Mitmenschen, ihr braucht euch nicht zu fürchten. Ich weiß, dass sich morgen die Erde bewegt, aber wenn ihr alle Feuer löscht und euch nicht unter Bäumen aufhaltet, wird euch nichts passieren.“

Ungläubiges Staunen ließ die Gruppe erstarren, bis plötzlich ein Mann aufsprang und schrie: „Was erzählt die da? Wieso soll sich hier was bewegen, und wenn es wirklich so ist, warum weiß sie das?“ Die Stimmung schlug in Angst um und...in Wut, in Wut auf diejenigen, die es gewagt hatten, solche absurden Dinge zu behaupten. Einer nach dem anderen stand langsam auf, fasste seine Axt fester und näherte sich den Fremden.

Da ergriff der Anführer das Wort: „Wir werden sehen. Die drei bleiben bei uns, und wenn morgen wirklich etwas passiert, dann...“ Sein Blick verfinsterte sich. „Und jetzt kommt mit, ihr schlaft bei mir.“

Die Nacht war kalt und der Boden hart. Von Zeit zu Zeit fielen die Zeitreisenden in einen kurzen Erschöpfungsschlaf, aber die Gefahr, in der sie schwebten, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Zu viele Gedanken gingen ihnen durch den Kopf. Unglücklicherweise bestand die einzige Möglichkeit, den Ort zu verlassen, im Teleportieren. Wenn sie ihre Ausrüstung nicht zurückbekämen, wären sie verloren. Der Morgen kündigte sich durch einen hellen Streifen am Horizont an. „Los, aufstehen.“ Unsanft zog man sie hoch und stieß sie näher an das noch leicht glimmende Feuer. „Bleibt da stehen.“ Alle umringten sie nun schweigend.

Angespannt blickte Kyril zu den beiden Frauen, die zitternd an seiner Seite standen, und flüsterte: „Sobald das Beben vorbei ist, stürzen wir uns auf den Anführer, entreißen ihm die Teleporter und sind in Nanosekunden wieder auf unserem Planeten.“ „Ruhe! Hört auf mit dem Gerede! Ich warne euch, wenn der Boden wirklich gleich wackelt, ...“

Mit gesenkten Köpfen standen die drei nebeneinander. Sie mussten jetzt vorsichtig sein und vermeiden, die Männer noch mehr zu reizen.

Und dann begann das Beben. Zunächst verspürten alle nur kleine Stöße, die sie taumeln ließen, danach steigerte sich die Intensität. In hilflosen Versuchen auf den Beinen zu bleiben klammerte sich jeder an seinen Nachbarn und fand sich zum Schluss doch auf dem Boden wieder. Rundherum brachen Bäume mit lautem Krachen zusammen, Vögel suchten kreischend Schutz, ein dumpfes Grollen zeigte, dass sich Steinmassen in den Bergen lösten, um ins Tal zu stürzen – die Auswirkungen übertrafen alle Vorstellungen. Obwohl das Ganze nur wenige Augenblicke dauerte, empfanden alle diese Zeit wie eine Ewigkeit.

Als Erste erholte sich Lyra von dem Geschehen. Sie klatschte in die Hände und rief freudestrahlend: „Das glaubt uns keiner. Das war gigantisch.“

Langsam erhoben sich auch alle anderen, aber im Gegensatz zu ihr zeigte niemand eine Spur von Enthusiasmus. Mit bedächtigen Schritten trat der Anführer auf sie zu, einen ihrer Teleporter silbrig glänzend in der rechten Hand, seine Axt in der linken: „Es ist also genauso passiert wie du gesagt hast, Fremde. Deine Macht ist böse, sie bringt uns Unglück. Schweig!“ schrie er, als Lyra zu einer Erwiderung ansetzte. „Du bist eine Gefahr!“

Er schaute sie grübelnd an. Seine linke Hand öffnete und schloss sich um den Griff der Axt. Langsam zog er die Waffe aus der Halterung, betrachtete sie kurz und hob wieder den Blick. In einer einzigen fließenden Bewegung schwang er sie schließlich zur Seite, beschrieb mit ihr einen Bogen und köpfte die vor ihm stehende Frau, die sofort zusammenbrach. Während das Blut um die Leiche einen immer größer werdenden See bildete, wandte er sich an seine Gruppe: „So, dieser Kopf wird unser Schicksal nicht noch einmal vorherbestimmen. Wir werden ihn verbrennen, zermahlen und in alle vier Himmelsrichtungen verstreuen.“

Kyril und Effne standen wie gelähmt vor Schreck neben dem erloschenen Feuer. Das konnte jetzt nicht real sein, so etwas durfte gar nicht passieren.

„Die übrigen Knochen vergraben wir besser an verschiedenen Stellen. Wir wissen ja nicht, ob die Macht nur im Kopf steckte oder auch im ganzen Körper. Und ihr, was ist mit euch?“ Kyril bewegte seine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor. Der Anführer begann ihn zu umrunden, und bevor irgendjemand eingreifen oder

auch nur etwas sagen konnte, hob er die rechte Hand und rammte ihm mit aller Kraft die Spitze des Teleporters in die Stirn.

„Neiiiiin“, schrie Effne, als sie das Blut sah, „neiiiiin!“ Sie warf sich herum, um zu fliehen. Doch ... zu spät. Das Letzte, was sie vernahm, war ein leises Zischen, dann traf das eckige Silberrohr ihren Kopf und sie fiel vornüber, im Tod wieder vereint mit ihren Gefährten.

Vereint bis zu jenem Tag im Herbst, als eine Maschine die dunkle Ruhe störte und ihre verblichenen Knochen die Menschen vor ein großes Rätsel stellten.

## Die Toten von Falein

von Carole Enz

Als die Zwerge nach Jahrtausenden den Wald von Crestota aus blindem Zorn auf die Menschen verlassen hatten, wusste niemand wirklich so recht, wohin sie gegangen waren. Man munkelte, sie wären jetzt im Wald von Arzeta. Doch niemand hatte sie mehr zu Gesicht bekommen. Niemand? Nicht ganz. Als kleiner Junge war der Bauernsohn Jachen zufällig auf einen der Zwerge gestossen – eingeklemmt in einer Felsspalte in der Nähe vom Maiensäss Falein steckte der Zwerg. Der Junge half ihm, sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. Jachen hatte ihm bei den Gebeinen seiner Vorfahren versprechen müssen, den andern Menschen nichts über diesen Vorfall zu erzählen. «Nichts mit den Menschen zu tun wir haben wollen. Böse sie sind, nur unsere Edelsteine und Kristalle sie rauben wollen, wie damals, in Crestota. Du einer bist aus jenem Dorfe nahe des Waldes, oder?» – Der Junge nickte und flüsterte: «Ich bin doch nicht böse.» – «Du nicht, fürwahr», sprach der Zwerg, «In Acht du dich nehmen sollst vor den Familien des Schmidts und Dorfoberhauptes!» – Als Dank für seine Hilfe gab ihm der Zwerg einen Zauber mit auf den Weg. Jachen sollte als Erwachsener der beste Jäger werden, den das Tal je hervorgebracht hatte. «Aber niemals einen andern Menschen töten du darfst», warnte ihn der Zwerg und verschwand im Gestrüpp.

Die Jahre vergingen. Jachen hatte sein Versprechen gehalten und niemandem von den Zwergen von Falein erzählt. Inzwischen hatte er sogar vergessen, den Zwerg überhaupt getroffen zu haben. Dann aber, als sein alter Vater ihm endlich seinen Jagd-Bogen vererbte, passierte es. Der Zauber entfaltete seine Wirkung. Jachens erster Schuss traf eine Hirschkuh mitten ins Herz. Am gleichen Tag erlegte er mit sicherer Hand zwei Rehe und als Krönung einen Steinadler. Egal wie er es anstellte, Jachens Pfeil traf stets sein Ziel. Selbst die flinkste Gämse hatte keine Chance. Einmal flog der Pfeil gar einen abenteuerlichen Bogen um einen Felsen herum, um einen alten Steinbock zu treffen. Da erinnerte sich Jachen an den Zwergen-Zauber. Ja, nur ein Zauber kann so etwas bewirken!

Der junge Jäger wurde zuerst belächelt. «Pah, Anfängerglück!», kanzelten die alten Jäger Jachens Können ab. Seine Altersgenossen zuckten mit den Schultern und meinten: «Im Leben geht noch mancher Schuss daneben! Wart's ab!»

Als ihm sein Glück erhalten blieb, begann man ihn zu bewundern und zu bejubeln. Doch bald wendete sich das Blatt. Sein unverschämtes Glück brockte ihm nach und nach immer mehr Neider ein. Denn seinen Altersgenossen gelang kein Schuss. Es schien, als hätte Jachen das Jagdglück einer ganzen Generation auf sich vereint. Und als er obendrein die begehrteste Bauertochter zur Frau nahm, waren seine Neider zahlreicher denn je.

Jachens Glück war fast perfekt – es fehlten nur noch quirlige Kinder, die auf dem Hof seiner Eltern spielten. Doch das Paar blieb kinderlos. Nach drei Jahren Ehe entschlossen sich die Eheleute, eine weise Kräuterfrau um Rat zu fragen. Jachen und seine Flurina nahmen den Weg tief hinein in den Wald von Crestota unter die Füsse. Als sie bei der Alten angekommen waren, erzählten sie ihr von ihrem Leid. Glatzsch, wie die Alte genannt wurde, weil sie selbst im tiefsten Winter in ihrem unbeheizten Loch im eiskalten Boden hauste, räusperte sich. Ihre weissen Haare schimmerten im Mondlicht, und ihre Runzeln wurden noch knorriger. «Oh, du armer Jägersmann, ein Zauber liegt auf dir, ich spüre ihn. Er lässt dich jedes Wild schiessen, doch Kinder wirst du nie zeugen», raunte die Alte. Flurina brach in Tränen aus, und Jachen rang nach Fassung. «Was kann ich tun? Soll der Zwerg mir doch den Zauber nehmen!»

Die Alte schüttelte den Kopf: «Wenn es denn so einfach wäre. Zwergen-Zauber ist heimtückisch. Er ist zwar meist nützlich, hat aber immer eine Schattenseite. Davon erzählen sie euch nichts, diese Zwerge. Zwergen-Zauber lässt sich nur aufheben, wenn man das tut, was man nicht tun darf. Steht alles im Kleingedruckten! Ich hoffe, Ihr habt die Zauber-Urkunde noch!»

In diesem Moment erinnerte sich Jachen an die letzten Worte des Zwerges: «Aber niemals einen andern Menschen töten du darfst.» – «Muss ich also einen Mord begehen, um mich von diesem Zauber zu befreien? Denn das waren des Zwerges letzte Worte. Er hat es mir nur mündlich gesagt. Gilt das denn?» – «Diese Zwergel!», grummelte Glatzsch, «Heimtückisch, heimtückisch...»

Als Jachen und Flurina die Kräuterfrau mit gutem Bergkäse bezahlt hatten, traten sie bedrückt den Heimweg an. «Tu es nicht!», bat Flurina und umklammerte Jachens Arm. Er atmete schwer, schwieg aber.

Jachen entschied, den Zwerg aufzusuchen, um ihn zu bitten, den Zauber aufzulösen. Er ging allein hinauf zum Maiensäss Falein. Er suchte tagelang nach Spuren der Zwergel, als er auf zwei Hirten stiess – es waren der Sohn des Schmidts und der Bruder des Dorfoberhauptes.

«Seid gegrüsst», kam Jachen an sie heran. Er schenkte den Hirten etwas Fleisch und bat sie, er möge in der Hütte übernachten. Am Abend hockten sie beisammen, da erzählte Jachen zum ersten Mal von seiner Begegnung mit dem Zwerg. Ihm war mulmig zumute, denn er brach sein Versprechen, sie nicht zu verraten. Doch er dachte, wenn er schon niemanden töten konnte, so wollte er doch wenigstens sein Versprechen brechen. Möglicherweise half das. Und siehe da, der jüngere der beiden Hirten, der Sohn des Schmidts, erzählte ihm von Klopferäuschen unter der Erde.

Am nächsten Morgen machte er sich auf zu der Stelle, wo der junge Hirte die Klopferäusche wahrgenommen hatte. Und tatsächlich, aus einem Loch im Boden tönte es dumpf. «Zwergel! Hört mich! Nehmt mir den Zauber!», bat Jachen und weinte verzweifelt.

Dann kam tatsächlich ein Zwerg aus der Bodenspalte heraus und fuhr ihn an: «Uns verraten du hast, deinen Zauber du verlieren wirst, aber Strafe nötig wird sein. Eine Tochter und sieben Jahre später einen Sohn du zwar haben wirst, doch wenn dein Sohn die fünfundzwanzig Lenze überschritten, werden deine Frau und deine beiden Kinder sterben müssen.» – Jachen wurde kreidebleich.

Er bat den Zwerg auf Knien, es möge nur ihn treffen und nicht unschuldige Menschen, doch der Zwerg blieb hart und verschwand im Loch.

Bald wurden Flurina und Jachen Eltern. Jachen hatte seiner Frau nur den einen Teil der Zwergengeschichte erzählt, nicht aber den blutigen Schluss. Allein ging er nochmals zur Kräuterfrau Glatzsch und bat sie um ihre Einschätzung.

«Wenn die Zeit gekommen ist, schenke den Zwergel neue Werkzeuge: Pickel, Meissel und einen grossen Hammer. Das ist für sie sehr wertvoll», schlug Glatzsch vor.

Jachen war erleichtert und schaute froh in die Zukunft. Er freute sich, seine beiden Kinder aufwachsen zu sehen. – Kurz bevor sein Sohn das vorausgesagte Alter erreicht hatte, kaufte er beim Schmid aus seinem mühsam Ersparten die besten Werkzeuge für den Bergbau. Der Schmid schaute ihn etwas seltsam an. Jachen meinte, es sei ein Versöhnungsgeschenk. Als er den Schmid näher betrachtete, erkannte er den jungen Hirten von damals, der nun wohl erst kürzlich die Schmiede seines Vaters übernommen hatte. Ihm konnte er's ja erzählen. So weihte er den Schmid in die Geschichte ein. «Ich komme mit!», entschied der Schmid, und beide machten sich auf nach Falein.

Beim Zwergeloch angekommen, rief Jachen die Zwergel. Als schliesslich einer herauskam, erklärte er ihm den Handel. Des Zwergel Augen funkelten vor Begierde, als sie die Werkzeuge sahen.

«Eine Strafe doch sein muss», meinte der Zwergel schliesslich, «So anstelle deiner Familie du sterben sollst, und mir die Werkzeuge jetzt gehören!» – «Nein, Jachen!», versuchte ihn der Schmid aufzuhalten, doch Jachen sagte sofort zu. Und in diesem Moment blieb sein Herz stehen. Der Jäger sank tot zu Boden.

Der Schmid brachte den Leichnam zu Jachens Familie und erzählte ihnen die Geschichte. Doch Jachens Kinder beschimpften den Schmid als Lügner. Flurina konnte die beiden nicht davon abhalten. Sie allein ahnte, dass er die Wahrheit sprach und dass ihr Mann dieses Schicksal auf sich genommen hatte.

Die Beerdigung war bedrückend, Flurina untröstlich, ihre Kinder blind vor Wut auf den Schmid.

Als das Gerücht im Dorf die Runde machte, der Schmid habe Jachen ermordet, um beides – die Werkzeuge und das Geld – zu behalten, wurde der Schmid seinerseits wütend und ging, bewaffnet mit einem schweren Hammer, zu Jachens Haus.

Dort entbrannte ein lauter Streit. Jachens Sohn drohte dem Schmid mit Vaters Pfeil und Bogen, da sah der Schmid nur noch rot. Er stiess einen Stuhl um, so dass der Bogenschütze darüber stolperte. Sofort schlug ihm der Schmid den Hammer über den Kopf. Und als die beiden Frauen ins Geschehen eingriffen, erschlug er sie alle beide.

Als er schliesslich aus seiner rasenden Wut erwacht war, sah er die Bescherung. Man würde ihn furchtbar strafen dafür, ihn töten oder aus dem Dorf jagen. Aus Angst vor einer fürchterlichen Strafe packte er die drei Toten in Leinensäcke und schaffte sie mit seinen Maultieren nach Falein hinauf, wo er sie verscharrte.

Doch die Toten von Falein liessen ihm keine Ruhe. Es kam der Tag, an dem der Schmid vor Gewissensqualen sein Haus und sich selbst anzündete. Die Flammen griffen auf das ganze Dorf über und brannten alle Häuser und auch die Kirche bis auf die Grundmauern nieder. Und die einst bestohlenen Zwerge hatten ihre Rache bekommen.

## Der Spuk von Falein

von Tony Ettl

Vor kurzem wurden bei Falein Knochen von drei Menschen gefunden. Es fehlte aber ein Schädel. Die Archäologen fragten sich, was damals wohl passiert sei. Ein alter Mann erzählte die Geschichte, wie er sie von den Vorfahren gehört hatte:

„Es war vor 1200 Jahren. Karl der Grosse war in Rom zum Kaiser gekrönt worden und zog mit seinem Heer über den Comersee und das Münstertal zurück in sein Stammland im Norden. Er hatte auf seinen Feldzügen halb Europa erobert und überall den christlichen Glauben durchgesetzt. Auch das Albulatal gehörte zu seinem Herrschaftsgebiet, aber die Einwohner kümmerten sich nicht um seine Anweisungen. Die meisten lebten ihr gewohntes Leben weiter und verehrten die Berge als Götter, so wie sie es von ihren rätischen Vorfahren gelernt hatten.

In dieser Zeit tauchte in Filisur, das damals aus einer kleinen Ansammlung von Bauernhäusern bestand, eine fremde Frau auf. Sie sprach eine Sprache, die niemand verstand, war ausgehungert und bat um einen Platz zum Schlafen. Es war kurz vor Weihnachten und schwere Wolken über dem Piz Ela kündigten Schnee an. Eine Familie bot der Frau einen leerstehenden Speicher am Dorfrand an und brachte ihr Brot, ein Stück Speck und eine Kanne voll Milch. Andere Bewohner versorgten sie mit dem Lebensnotwendigen und installierten einen Ofen im Speicher. Die Frau richtete sich ein, erholte sich und verbrachte den Winter im Dorf. Langsam gewöhnten sich die Dorfbewohner an ihre neue Nachbarin. Sie kam zum Dorfbrunnen um Wasser zu holen, half beim Waschen und Schneeschaukeln und lernte rasch ein paar Sätze Rätoromanisch. So erfuhr man, dass sie Hildegard hiess, mit dem Heer von Karl dem Grossen nach Rom gezogen war und im Münstertal den Anschluss verloren hatte. Sie musste über den Ofenpass ins Engadin, dann hinunter ins Bergell und über den Septimerpass nach Bivio gelangt sein. Irgendwie hatte sie den Weg hinüber ins Albulatal gefunden und war in Filisur gelandet.

Die junge Frau blühte auf. Sie hatte lange blonde Haare, eine helle Haut und blaue Augen, was sie für die schwarzhaarigen, eher dunkelhäutigen Einheimischen exotisch erscheinen liess. Es war kein Wunder, dass sich die jungen Burschen bald für die fremde Schöne zu interessieren begannen. Sie genoss die Aufmerksamkeit, schäkerte mit den Burschen, lernte von ihnen schnell die Sprache und man sah sie immer öfter in Gesellschaft des attraktiven Andri. Bald kursierten Gerüchte, dass die beiden ein Liebespaar seien und alle wollten sie nachts irgendwo gesehen haben. Vor allem Flurina, eine junge Frau aus dem Dorf verbreitete Geschichten über das heimliche Liebespaar. Und das hatte seinen Grund. Sie war verliebt in Andri, der aber nur noch Augen für Hildegard hatte.

Inzwischen war es Frühling und Sommer geworden. Die Burschen des Dorfes zogen mit dem Vieh auf die umliegenden Alpweiden, wo sie die Monate Juli, August und September in kleinen Alphütten verbrachten und die Rinder, Schafe und Ziegen betreuten. Die Frauen blieben im Dorf, stiegen ab und zu zur Alp hinauf, um die Männer mit Esswaren und Kleidern zu versorgen und um ein paar gemeinsame Stunden mit ihren Ehegatten und Geliebten zu verbringen. Auch Flurina ging zu Andri auf die Alp. Bei diesen Besuchen erzählte sie, was Hildegard im Dorf so trieb, erfand Geschichten, die ihrem Geliebten die Augen öffnen sollten und hoffte so, ihn für sich zu gewinnen. Andri lachte herzlich und liess sich die Liebeleien mit Flurina gern gefallen. Das Leben auf der Alp war oft auch einsam.

Der Herbst kam. Die Lärchen färbten sich goldgelb und bald fiel der erste Schnee. Die Dorfgemeinschaft hatte sich in ihren Häusern und Ställen eingerichtet. Hildegard war inzwischen zu einem selbstverständlichen Mitglied geworden. Aber die Gerüchte und Geschichten verschwanden nicht. Immer mehr Frauen verdächtigten ihre Männer, sie würden den Kopf nach der schönen Hildegard umdrehen. Wenn sie am Dorfbrunnen ihre Wäsche wuschen, tuschelten sie und verstummten, wenn Hildegard dazusties. Es baute sich eine eigenartige Spannung im Dorf auf und Hildegard wurde immer mehr geschnitten.

In diesem Winter brach die Maul- und Klauenseuche aus. Die Bauern mussten viele Tiere notschlachten und ganze Familien verloren ihre Existenzbasis. Zudem brach eine seltsame Grippe aus, die heftige Fieberschübe auslöste, die starken Männer schwächte und ins Bett zwang. Als der Vater von drei Kindern starb, brach Panik im Dorf aus. Man sprach von einem Fluch, der auf dem Dorf lastete und fragte sich, was zu tun sei, um das Unheil abzuwenden. Zuerst wurde heimlich, dann aber immer offener auf Hildegard gezeigt. Das Unheil hatte mit ihrer Ankunft im Dorf begonnen. Sie musste eine Hexe sein, die den Männern den Kopf verdrehte und Unheil ins Dorf brachte. Auch ihre unklare Herkunft verstärkte die Gewissheit, dass sie die Ursache allen Übels sein musste. Wer wusste schon, ob ihre Geschichte mit Karl dem Grossen stimmte?

Wie ein Waldbrand nahm die Geschichte ihren Lauf. Flurina fachte das Feuer mit erfundenen Vorfällen an. Auch die Bedächtigen, die am Anfang noch zur Vernunft aufgerufen hatten verstummten und konnten den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten. So kam es, dass an einer geheimen Dorfversammlung beschlossen wurde, Hildegard müsse sterben. Sie wurde aus ihrer Hütte am Dorfrand geholt, auf den Richtplatz geführt und mit einem grossen Zweihänder enthauptet. Die ganze Dorfbevölkerung war anwesend. Ein Aufschrei ging durch die Menge, als der Kopf in den Dreck fiel. Flurina stand bei Andri. Sie triumphierte und Andri war es gerade recht, dass ihm der Entscheid zwischen den beiden Frauen abgenommen wurde.

Da passierte das Unerwartete. Statt umzufallen, blieb Hildegards kopfloser Körper stehen. Die Menge verstummte. Der Scharfrichter liess das Schwert fallen. Hildegard drehte sich um, schritt durch die Gasse, die sich auftrat und verschwand mit sicherem Schritt durch die Dorfstrasse hinaus aufs Feld. Die Versammlung starrte minutenlang der entschwebenden Frau nach und auf den zurückgebliebenen Kopf, der blutend im Sand lag. Dann löste sich die Spannung mit Geschrei und Tumult. Alle verwarfen die Hände. Die Männer fluchten, die Frauen schluchzten. Erst am frühen Morgen verfiel das Dorf in einen bleiernen Schlaf. Die Seuche verging. Die meisten Bewohner überlebten die Grippe und im Frühsommer zogen die Bauern mit dem Vieh, das ihnen geblieben war wieder auf die Alp. Andri heiratete Flurina. Im Dorf kehrte die sommerliche Ruhe ein.

Die Geschichte mit Hildegard rückte in den Hintergrund. Nur ab und zu berichteten die Älpler, dass sie in den Leermondnächten eine kopflose Gestalt gesehen hätten, die am Waldrand auftauchte, einen schmerzerfüllten Schrei ausstieß und dann wieder verschwand. In diesen Nächten konnten auch die Frauen im Dorf nicht schlafen. Eine unerklärliche Unruhe hielt sie wach.

Andri und Flurina waren schon fünf Jahre verheiratet und warteten sehnlichst auf Nachwuchs. In Ihrer Verzweiflung hörten sie von einer alten Frau, die dort wohnte wo heute Tiefencastel liegt und anderen Paaren schon geholfen hatte. Sie besuchten sie in ihrer Stube, erzählten von ihrem nicht erfüllten Kinderwunsch und fragten, was sie tun sollten. Die Greisin schloss die Augen, schwieg eine Weile und sprach dann wie in Trance: „Ich sehe eine kopflose Frau. Es muss ein Verbrechen geschehen sein. Der Geist der Frau muss erlöst werden! Sie wartet beim nächsten Leermond am Waldrand bei Falein.“ Andri und Flurina erschrakten. Sie wussten sofort, dass die kopflose Frau Hildegard sein musste. Sie verabschiedeten sich. Zuhause überlegten sie lange, ob sie dem Ratschlag der Wahrsagerin folgen sollten. Schliesslich beschlossen sie, es zu wagen.

Als sich der erste Leermond im Herbst ankündigte, stiegen sie kurz vor Mitternacht hinauf nach Falein. Die Nacht war pechschwarz, der Himmel verhangen. Kein Stern war zu sehen. Andri führte Flurina an der Hand und spürte ihren kalten Schweiss. Er selber stieg nicht so leichtfüssig zur Alp hinauf, wie er das im Sommer so oft getan hatte. Beide hingen ihren Gedanken nach. Um Mitternacht kamen sie zum Waldrand. Sie setzten sich auf einen gefallenen Baumstamm und warteten. Ein kalter Wind blies vom Tal her über die Bergflanke und brachte den Wald zum Rauschen und Flüstern. Auf der andern Talseite hingen schwere Wolken am Piz Ela.

Plötzlich rief eine Stimme: „Andri! Flurina!“ Sie fuhren auf. Vor einer mächtigen Tanne etwa hundert Meter von Ihnen entfernt stand die kopflose Gestalt in einem langen, weissen Gewand.

„Ihr habt mich getötet. Ihr müsst sterben oder ihr werdet ein unglückliches Leben ohne Kinder, mit Krankheit und in Armut leben, wenn Ihr Euch nicht öffentlich zu Eurer Tat bekennt und um Sühne bittet.“

Flurina und Andri erstarrten.

„Nein, das können wir nicht! Wir haben nichts getan! Es war die Dorfbevölkerung!“

„Ihr hättet es verhindern können!“ donnerte die Stimme vom Wald her.

Andri packte Flurina an der Hand, riss sie mit sich und rannte quer über das Feld talwärts.

„Das kannst Du nicht von uns verlangen! Wir stehen nicht in Deiner Macht!“ Andri presste ein trockenes und spöttisches Lachen hervor.

Ein gewaltiger Donnerschlag erschütterte die Luft. Die kopflose Figur stand nun direkt vor ihnen und schwang ein Zweihänderschwert. Mit einem gezielten Schlag köpfte sie Flurina und schlug im Rückschwung mit dem Handgriff Andris Schädel ein. Als die beiden tot am Boden lagen, brach die Gestalt zusammen und legte sich mit einem erlösten Schrei zu ihnen.

Die Dorfbewohner fanden die Leichen am nächsten Tag. Sie wunderten sich, dass ein Kopf fehlte. Da erinnerten sie sich an die Geschichte mit Hildegard. Sie rührten die Körper nicht an und in den nächsten Jahrhunderten galt dieser Platz auf Falein als verwunschen und wurde von allen gemieden. Es wird aber berichtet, dass In den Leermondnächten immer noch eine weiße Gestalt am Waldrand herumgeistere.“ Der alte Mann hielt inne. Dann schob er nach: „Vielleicht löst sich nun auch der Spuk von Falein auf.“

## **Der Hinterhalt**

**von Jessica Hornung**

Das grelle Licht blendet mich. Blinzelnd versuche ich, etwas zu erhaschen. Schemenhaft beugen sich Fremde über mich, seltsam gewandt, während am Himmel Wolken vorüberziehen. Mühevoll versuche ich mich zu erinnern. Was ist passiert? Wo bin ich? Ich versuche mich zu rühren, doch es gelingt nicht. Die Männer mit den grellen Kleidungen und den merkwürdigen Kopfbedeckungen tuscheln aufgeregt über mir, doch kein Wort kann ich verstehen. Kein klarer Gedanke... Teusida... erschrocken reisse ich die Augen auf. Meine geliebte Frau... Was ist geschehen? Wo ist sie nur?

Wie waren... waren fortgegangen. Von wo? Chur, genau. Wir hatten Chur verlassen, wegen Victor, ihrem Bruder. Ich zwingen mich die Augen zu schließen, um mich zu konzentrieren. Es war wegen Karl dem Jüngeren... der ihrer Familie die Macht entreissen wollte und deshalb seine Männer in Richtung Chur geschickt hatte.

Die Erinnerungen kommen zurück, während ich bemerke, wie Schatten über mir hin und her huschen. Die Familie meiner Frau war in arge Bedrängnis geraten und ihr Bruder wollte sich den Fremden stellen und ich?

Ich bemerke wie sie an mir ruckeln und öffne panisch wieder die Augen. Ich versuche zu sprechen: „Wo ist meine Frau?“, doch sie hören mich nicht, verstehen mich nicht? Es ist, als wäre ich gar nicht da. Ich schreie, keine Reaktion.

Odda und Teusida, ich sollte sie fortbringen, in Sicherheit, damit die Eindringlinge sie nicht als Druckmittel gegen Victor benutzen könnten. In die Berge zu einer Hütte wollten wir, ich weiß es genau. Sind wir angekommen? Ich kann es nicht sagen. Teusida, ihr hübsches Gesicht steht mir klar vor Augen, ihre treuen Blicke, ihr Lächeln, das goldene Haar.

Der Morgen graute, als wir uns, dick eingemummt, aus der noch schlafenden Stadt geschlichen hatten, Teusida, ihre Schwester Odda und ich. Victor hatte uns Proviant gegeben und die Stadtwachen mit einem Auftrag fortgeschickt, damit wir ungesehen fliehen konnten. Dann waren wir das Tal entlang gewandert und in die Berge hinaufgestiegen. Der Himmel war klar und man konnte weit entfernte Berggipfel am Horizont erkennen. Die Frauen hatten Angst, man könnte uns bemerken, also mieden wir die Straßen und schlugen uns durchs Dickicht. Soweit erinnere ich mich. Teusida hielt meine Hand. Durch deren festen Druck konnte ich erahnen, wie sehr sie sich fürchtete. Ihre Schwester lief hinter uns, den Blick gesenkt, in Gedanken versunken und schweigend. Nie hatte eine von ihnen ihre Heimat auf diese Weise verlassen müssen. Wieder ein Rucken. Sie heben mich hoch. Warum kann ich mich nicht bewegen? Im Augenwinkel erkenne ich die Bergketten, sie kommen mir bekannt vor und doch, ist es nicht dasselbe. Wieder höre ich ihre Stimmen, diesmal klarer und doch unverständlich für mich, Worte in einer fremden und doch vertraut klingenden Sprache. Was ist los mit mir? Bin ich verletzt? Hatte ich einen Unfall, wie geht es meiner Familie? Ich muss doch für sie sorgen! Niemand antwortet auf meine Fragen und dann wird es dunkel um mich herum. Sie decken mich zu. Ich höre merkwürdige Geräusche, die ich noch nie in meinem Leben vernommen habe und alles vibriert. Unfähig mich zu bewegen, konzentriere ich mich wieder auf meine lückenhaften Erinnerungen, die sich langsam wieder zusammensetzen scheinen.

Es dämmerte bereits, als wir eine grüne Wiese erreichten. Der Aufstieg war anstrengend, die Damen am Ende ihrer Kräfte und auch meine Beine schmerzten von der unbekanntem Anstrengung, daher setzten wir uns, um etwas von dem Proviant zu essen. Ich hatte lange auf die goldene Fibel meiner Frau gestarrt. Es war ein Geschenk von mir für sie gewesen, in Form eines Vogels, mit Almandin. Sie erinnerte mich an

bessere Tage und liess mich melancholisch werden. Wie lieb und verständnisvoll ihr Blick war, als sie ihre Hand nach meiner ausstreckte und sie umfasste. Auch Odda bemühte sich, ein zuversichtliches Gesicht zu machen, so ergriff ich auch ihre Hand. Da es eine laue Nacht war, wollten wir auf dieser Wiese nächtigen und dann... ja was dann...? Ich bemühe mich, doch nichts will mehr klarer werden. Die Wiese im letzten Licht der Abendsonne, das gepökelte Fleisch, der Wein und dann, nichts... Ich weiß nichts... Das kann nicht sein! Das darf nicht sein!

„Die C14-Analyse hat ergeben, dass sie etwa 1200 Jahre alt sind... Damit sind sie ein Fall für die Archäologen und nicht für uns, wir werden sie weiterreichen.“ Der junge Polizist schüttelte bedauernd den Kopf. „Die werden sicher nicht glücklich sein, dass sie nicht mehr über die Fundkontexte erfahren können.“ Seine ältere Kollegin zuckte die Schultern. „Das lässt sich jetzt leider nicht mehr ändern. Ich werde die Verantwortlichen benachrichtigen, die können sie dann abholen und dann ist das nicht mehr unser Problem.“ Sorgsam legten sie die Knochen wieder in neutrale Schachteln aus Pappe, um sie vor Verunreinigungen zu schützen und an das archäologische Institut weiterzureichen.

Wieder diese Dunkelheit, was wollen diese Menschen von mir? Sind es die Häscher von Karl dem Jüngeren? Haben sie uns gefangen genommen? Haben sie mich betäubt? Ich verstehe es nicht, irgendwo müssen doch diese Erinnerungen sein.

Der Wald, bruchstückhaft sehe ich Bäume. Ich habe Holz gesammelt, um ein Feuer zu machen und dann? Helligkeit, eine Frau lehnt sich über mich, mit eigenartigem, farblosem Schmuck vor den Augen, sie hebt mich hoch, als würde ich nichts wiegen und legt mich hin, als mein Kopf zur Seite rollt und ich einen Schädel sehe, mit einer schweren Verletzung. Alles fällt mir wieder ein und wie ein Strudel zieht es mich zurück in meine Erinnerungen.

Die Schreie von Odda und Teusida, die knorrigen Äste des Waldes in der Dämmerung, das Feuerholz, wie es klappernd auf den Boden fiel. Das Schwert in meiner Hand. Die Fremden, alles hagere Kerle in Lumpen gehüllt. Odda, am Boden liegend. Blut, das dunkel über ihre schneeweiße Stirn rann und in ihre offenen leeren Augen tropfte. Die Kleidung hatten sie ihr bereits ausgezogen, den Schmuck gestohlen. Zwei weitere Männer hielten meine Frau, meine Geliebte, fest. Sie zerrten an ihren Kleidern, an ihren Haaren, Haare so golden, wie die Ketten um ihren Hals, die man ihr entriss. Sie schrie so markerschütternd, dass ich keinen Augenblick zögerte. Ich stürmte auf die Männer zu. Ich wollte sie beschützen, wollte ihr helfen. Kämpfen! Etwas traf mich hart am Kopf, etwas schweres, Stumpfes und der Schmerz übermannte mich. Schwärze und Kälte krochen in meine Knochen und die Stimme Teusidas, diese eigentlich liebliche, sanfte Stimme, schrie vor Entsetzen. Sie weinte, meinetwegen. Es wurde immer leiser, bis ich sie nicht mehr hören konnte und vollkommene Stille mich umging.

Mit geübtem Blick musterte sie die menschlichen Überreste und betrachtete die zwei deutlich erkennbaren Kopfwunden, machte sich Notizen und legte den größeren Schädel zu den Knochen der anderen beiden, weiblichen Toten.

Ein Leuchten im Augenwinkel. Was ist das? Eine Wärme breitet sich aus und ich fühle mich so leicht. Ich kann diese Verletzung nicht überlebt haben und jetzt erst wird es mir klar. Ich habe nicht überlebt. Das Leuchten zieht mich zu sich und endlich schaffe ich es, mich zu erheben. Sie lächelt und ihre blauen Augen strahlen mich an. „Teusida“, stammle ich und sie breitet ihre Arme aus. Hinter ihr kann ich Odda entdecken, die mir ebenfalls zulächelt.

„Wir sind wieder vereint, Liebster. Das Himmelreich erwartet uns.“ Jetzt endlich kann ich weinen, warme glückliche Tränen, fließen über mein Gesicht. „Meine Geliebte, ich habe versagt, ich sollte euch schützen. Ich sollte euch vor allem Unheil bewahren.“ „Und du hast es versucht. 1200 Jahre war ich getrennt von dir, weil du versucht hast zu kämpfen, noch im Tode. Du bist erlöst. Niemals wieder wird uns etwas trennen. Victor wartet auf uns, er hat dir schon lange verziehen. Komm mit uns.“ Ich falle ihr in die Arme und das warme Licht umfängt uns.

Die Archäologin blinzelt irritiert und sieht sich um. Es ist ihr, als würde sie einen warmen Lufthauch spüren. Unwillkürlich muss sie lächeln, ohne sich bewusst darüber zu sein, was sie so glücklich macht. Sie summt leise und zufrieden vor sich hin, während sie die Toten betrachtet, die vereint nebeneinander liegen, bevor sie den Kopf schüttelt und sich wieder der Arbeit widmet.

## **Back To The Falein**

**von Dennis Kimm**

Folgende Sprachaufzeichnungen wurden auf einer SD-Karte gefunden, die man bei Grabungen im schweizerischen Falein entdeckte. Schätzungen ergeben, dass sich die SD-Karte zusammen mit dem verschütteten Autowrack für etwa 1200 Jahre am Fundort befand. Die Untersuchungen laufen in Zusammenarbeit zwischen dem Archäologischen Dienst Graubünden und dem Archäologischen Institut der Universität Zürich. Der Fund gibt den Wissenschaftlern große Rätsel auf...

SD-0012.WAV

»Liebes Logbuch,

ich hab ja bereits geahnt, dass Zeitreisen einem den Verstand rauben, doch ich glaub' mir ist noch mehr flöten gegangen...«

SD-0013.WAV

»Nikolaus heute war ein richtiger Scheißtag. Anstatt Süßigkeiten hatte ich Schnee und Scheiße im Schuh – naja passt schon, bin ja mittlerweile sowieso eher der Knecht-Ruprecht-Typ. Aber ich schweife ab... Wo fang ich also an? Mal sehen... Davon abgesehen, dass ich neben dem Sprung auf der Zeitachse auch einen auf der Ortsachse hingelegt habe – der mich hier irgendwo in die verschneite Pampa befördert hat – ist mir auch noch der beschissene Fluxkompensator durchgebrannt. Und wie soll ich hier, ohne zu wissen wo und vor allem wann ich bin, einen neuen herbekommen – oder zumindest einen LötKolben und 20-Meter Silberdraht?

Jedenfalls: Nach meiner Reise durch blau-grüne Spiralen und Landschaftskotze, lande ich also hier irgendwo im Schnee. Muss morgens gewesen sein; der Sonnenaufgang war prächtig.

Bin dann erstmal raus aus meiner Karre, rein in den Schnee. Oben auf dem kleinen Hügel hier sieht alles so wunderbar aus, wenigstens die schöne Landschaft muss man dem Fehlsprung lassen. Unten am Ende des Hügels breitet sich ein riesiger Nadelwald aus, der sich durch das ganze Tal zieht. Man braucht noch nicht mal Glück um ein Reh oder 'nen Fuchs zu sehen, die Viecher laufen hier überall rum.«

SD-0014.WAV

[DATEI BESCHÄDIGT; KANN NICHT WIEDERGEGEBEN WERDEN]

SD-0015.WAV

»Als mir dann langsam dämmert, dass die Leute mich anstarren, als käme ich von einem anderen Planeten, wird mir klar: Fuck, das tue ich ja auch... irgendwie. Da fing ich an zu überlegen, wieviele Jahrhunderte ich über's Ziel hinausgeschossen bin, was – am Zustand des Fluxkompensators gemessen – nicht gerade wenige sein dürften.«

SD-0016.WAV

»Falls es irgendwen jucken sollte, wie es überhaupt zu dieser Scheiße kommen konnte, der sollte jetzt besser aufpassen. Denn wie ich bereits vor anderthalb Jahren verkündete, war's mein Plan gewesen, in die zehnte Klasse zurückzureisen, um dem abgewichsten Horst Fichter die Zähne rauszuprügeln; ihm damit einzutrichern, die Hände von meinen Weibern zu lassen. Wie es sich nämlich herausstellt, hat er nicht nur meine damalige Freundin Susy befummelt, sondern fünfzehn Jahre später auch noch meine Elisabeth angebumst. Es war also höchste Zeit meine Eier wieder anzutackern und das zu tun, was ich schon vor langer Zeit hätte tun sollen. Dass das klappen könnte, hat mir natürlich keiner geglaubt. Lizzie hat mir sogar verboten die Kinder zu sehen, als ich ausversehen die Garage in Brand gesetzt hab. Verrückt geworden, ich? Die Schlampe... Meine drei Therapeuten haben mir versichert, ich werd' schon wieder. Ein gebrochenes Herz kann schonmal auf's Hirn schlagen, meinten die – mein ich auch.«

SD-0017.WAV

»Begebe mich auf die Suche nach Essbarem. Falls ich nicht wiederkomme, sagt meiner Frau sie ist 'ne Schlampe. Peace.«

SD-0018.WAV

»Tja, Logbuch,

so leicht kann es gehen – vom beknackten Wissenschaftler zum Rocky Balboa der Vergangenheit. Und jetzt erzähl mir nochmal einer, ich sei noch ganz bei Trost. Ich hoffe nur, ich hab die Zukunft nicht zu sehr durcheinander gebracht... War 'ne dumme Idee, aber sorry: Wie diese beiden Huren gelacht haben, als der Hundesohn mir eins über den Schädel gebraten hat. Was soll ich denn da noch groß machen außer auszurasen? Als ob ich was dafür könnte, wenn die sich quer durch den Wald vögeln, wie die Tiere, und dabei auf Zuschauer stoßen...

Ich glaub' der dürre Bastard und die hübsche Blonde waren Geschwister, sahen sich zumindest verdammt ähnlich. Die kleine Braunhaarige hingegen war ziemlich hässlich, hatte aber immerhin Mordstitten – die mich irgendwie an Susy erinnert haben.

Nachdem der Typ also meinte, mir eine Gesichtsmassage verpassen zu müssen, ging der Teufel mit mir durch. Was sollte das denn auch? Ich hab denen doch schließlich nur applaudiert; für so eine Vorstellung muss man sich sonst durch mindestens zwanzig Pornoseiten klicken.

Der Kerl ging jedenfalls schneller zu Boden als einer von Newtons beschissenen Äpfeln. Doch bevor ich dazu kam mich weiter seiner hübschen Visage zu widmen, hatte ich plötzlich diese beiden Quarktaschen im Gesicht. Die Alte war nicht mehr zu bremsen, hat mich regelrecht angesprungen – ihren nackten Körper an mich geklammert, wie so ein Äffchen. Ich sag's dir, rückblickend war das schon ganz schön geil. Naja, Zeit diese perverse Intimität zu würdigen hatte ich leider nicht, wir wurden nämlich prompt von der anderen Schlampe zu Boden gerissen. Was darauf folgte, hätte auf Youtube sicher 'ne Millionen Klicks bekommen – mal ganz abgesehen davon, dass unsere erotische Schlammschlacht mit 'nem Doppelmord geendet hat. Blieb nur noch der Hurensohn... der sich winselnd über den Waldboden schleppte. Weit kam er nicht, soviel will ich verraten.

Ich geb's ja nicht gerne zu, aber mir kam der ganze Ärger ziemlich recht. Wenn ich schon nicht Horst Fichter zurechtstutzen kann, dann wenigstens den dürren Schwesterficker-der-aus-dem-Walde-kam...[LACHT]...Irgendwem werde ich da schon ein Stückchen weit die Drecksarbeit abgenommen haben. Wer auch immer die findet, hoffe denen gefällt mein Kunstwerk.«

SD-0019.WAV

»Jetzt sitz' ich hier mit blutverschmierten Händen in meinem gepimpten '81er Porsche 924 – und nein, auch wenn's so aussieht, es ist kein DeLorean... Und ich hab auch nicht »Johnny B. Goode« komponiert oder das Höschen meiner Mutter angefeuchtet. Ich hab nur drei rammelnde Hinterwälder totgeprügelt...[LACHEN]... Gott verdammt!«

SD-0020.WAV

»Was auch immer... Leck mich am Sack, hab ich 'nen Hunger – mal gucken ob die Dorftrottel hier wenigstens ordentliche Wildbraten hinbekommen...«

SD-0021.WAV

[RAUSCHEN; GEMURMEL EINER MENSCHENMENGE; NUR EIN WORT LÄSST SICH HIN UND WIEDER HERAUSHÖREN: »HEXER«]

## Der unbekannte Meister

von Carlo Köhl

Der kühle Herbstwind trägt den Geruch von Rauch, welchem Laub und Pferdemist mit sich. Die Dunkelheit breitet sich über dem Tal aus. Der Unbekannte reitet, in seine Kapuze gehüllt, den beschwerlichen Weg das Tal hinauf. Sein Weg ist noch weit und soll ihn via Albulapass Richtung Chur führen. Sonderbares trug sich im neuen Kloster zu, welches Karl der Grosse nach der Eroberung der Langobardengebiete gestiftet hatte. Wir schreiben das Jahr des Herrn 825. Der geistliche Adel ist nervös. König Karl der Grosse, 800 durch Papst Leo III zum Kaiser gekrönt, setzte mit Roderich einen Grafen als weltlichen Verwalter Churrätians ein und bestimmte Victor III für das nunmehr geschwächte Bischofsamt zu Chur. Die Privilegien und Güter der Kirche wurden empfindlich beschnitten, ihre weltliche Macht praktisch abgeschafft. Das spüren auch die Mönche im Monasterium.

"Wenn der Bischof dies erfährt, erwartet uns Ungemach. Los, nehmt die Verfolgung auf!" Zwei starke, junge Mönche galoppieren auf Geheiss des Abts durch die einbrechende Nacht. Sie nehmen die Fährte des Reiters auf, der gerade am Ofenpass sein Pferd trinkt und durstig einen Schluck aus dem ledernen Trinkbeutel zu sich nimmt.

"Einen Gin Tonic bitte". Ich entschied mich doch noch das Hotelzimmer zu verlassen und mich an die Bar zu setzen. Das "Crusch Alva" ("Weisse Kreuz") in Bravuogn (Bergün), ehemals ein stattliches Bauernhaus, trägt noch unser altes Familienwappen oberhalb des Haupteingangs. Mein Vorfahre suchte sein Glück Anfang des 19. Jahrhunderts als Zuckerbäcker in Odessa in der heutigen Ukraine, eine damals blühende Stadt. Mein geschichtliches Hauptinteresse geht weiter zurück. Als Archäologe soll ich mir die alten Skelette anschauen, die kürzlich auf dem Maiensäss Falein, oberhalb Filisur, bei Bauarbeiten gefunden wurden. Zwei Schädel würden schwere Verletzungen aufweisen, schilderte mir am Telefon Frau Müller vom archäologischen Dienst Graubünden. Der Schädel eines Mannes hätte ein Loch am Hinterkopf, das vermutlich von einer vierkantigen Spitze stamme. Die anderen Überreste würden zu zwei Frauen gehören.

Es beginnt zu regnen. Der unbekannte Reiter späht Richtung Talgrund und glaubt zwei Verfolger zu erkennen. Ohne zu zögern macht er sich noch schneller als bisher auf seinen Weg. Er will im Schutz der Dunkelheit über den Albulapass gelangen und sich dann irgendwo verstecken.

Im Monasterium versammeln sich die Mönche zum Complet (Nachtgebet). Im Nu hat sich herumgesprochen, dass irgendetwas los war, das mit dem Freskenmaler zu tun haben muss, der plötzlich verschwunden ist. Der Maler, der sich Guido nennt, sprach fast nichts und malte mit übermenschlichem Eifer während eineinhalb Jahren von morgens bis abends weit über hundert Einzelszenen aus biblischen Geschichten. Aus irgendeinem Grund flüchtete er überstürzt und wurde von zwei Mönchen verfolgt, die nun beim Complet fehlen.

Es ist nicht viel los an dieser Hotelbar. Ausser mir ist nur ein junges Paar da, das sich fast flüsternd unterhält und nicht den Eindruck erweckt, mit mir schwatzen zu wollen. Ein wenig Smalltalk mit der Dame, die mich bedient, lässt dann die Zeit doch noch verstreichen. Ein zweiter Gin Tonic, ein dritter..... Ich begeben mich auf einen bequemen Sessel, die Augenlider werden schwerer. Doch plötzlich schrecke ich auf. Neben mir steht, durchnässt, in einen altmodischen Mantel gehüllt, die Kapuze noch auf, ein junger Mann, der mir wortlos in die Augen starrt. Oder ist es eine Frau? Er spricht mich bewegt, aber doch innerlich gefasst, in einer fremden und gleichwohl irgendwie vertrauten Sprache an. "Welaga nu, waltant got - wewurt skihit". Nun erinnere ich mich, woher ich das kenne. Im Geschichtsstudium schrieb ich eine Arbeit über das so genannte Hildebrandslied aus dem 9. Jahrhundert, ein heldenepisches Stabreimgedicht in althochdeutscher Sprache. Die Worte kommen dort vor und bedeuten "Weh mir, waltender Gott, ein schlimmes Schicksal nimmt seinen Lauf". "Kenn ich dich von der Uni?" Wortlos legt der Unbekannte den Mantel ab und ich merke, dass es doch eine Frau ist. Eine attraktive Frau mit einnehmenden, tiefen Augen. Sie kommt mir irgendwie bekannt vor. Wie ein Wirbel zieht es mich in ihre Augen hinein, ich verliere jeglichen Halt und löse mich auf. Auf einmal reite ich durch die Nacht aus dem Dorf hinaus Richtung Filisur. Ich bin nicht mehr ich. Und doch fühlt es sich vertraut an. Ich bin jetzt diese Frau. Mein Pferd galoppiert rastlos seinen Weg und ich weiss jetzt, wer "ich" nun bin. Die Freskenmalerin vom Kloster Münstair, getarnt als Mann; in den kunsthistorischen Schriften "der unbekannte Meister" genannt.

"Mögen Sie noch einen Gin Tonic, ich muss jetzt schliessen". Die Worte der Bedienung reißen mich aus dem Traum. Aber er fühlte sich so wahnsinnig echt an. "Nein danke, gute Nacht", erwidere ich. Der unbekannte Meister. Die karolingischen Fresken vom Kloster Münstair. Ein in Art und Ausmass einzigartiges kulturgeschichtliches Denkmal frühmittelalterlicher sakraler Bilddarstellung. Warum wurde der Künstler nirgends erwähnt? Die Fresken mussten damals ungeheuer eindrücklich und von überregionaler Ausstrahlung gewesen sein. Trotzdem weiss man nicht, wie der Urheber hiess und was noch mehr erstaunt: Sie wurden übermalt und überdeckt. Erst 1894 hat man sie wieder entdeckt und zwischen 1947 und 1951 freigelegt. Welches Geheimnis verbarg sich hinter dem "unbekannten Meister"? Eine Frau, mitten im Männerkloster?

"Ein Skandal. Ein unglaublicher Skandal, wenn das bekannt wird." Der Abt verzehrt sich in Angst und Wut. Nach etwa zwei Monaten fand er heraus, wer hinter dem "Meister" steckte. Er deckte sie. Dafür musste sie sich seinen Gelüsten hingeben. Und denjenigen seiner zwei Getreuen, die nun ihre Fährte aufnahmen. Gestern merkte er, dass sie schwanger war und schickte sie in ihre Klosterzelle. Sie wusste, dass das nicht gut Enden würde, packte ihr Bündel mit den wichtigsten Sachen und ritt los.

Marta, wie sie richtig hiess, ist am Ende ihrer Kräfte. Der Mann, dem sie begegnete und der sie so an den geliebten Wilfried erinnerte, schien nur ein Trugbild gewesen zu sein. Sie wollte ihn um Hilfe bitten. Und dann merkte sie, wie von einem Traum erwacht, dass sie weiter durch die Nacht ritt.

Marta wähnt Pferdegetrappel hinter sich zu hören und gerät in Panik. Sie nimmt eine Abzweigung und reitet einen schmalen, kaum erkennbaren Pfad steil hinauf. Das Pferd schnaubt immer lauter. Der Weg steigt weiter und weiter an und scheint nirgends hinzuführen. Sie fühlt sich immer noch verfolgt. Ihr Bauch schmerzt. Langsam entschwinden ihr die Sinne.

Marta erwacht auf einem einfachen, mit Laub bedeckten Bett in einer primitiven Holzhütte. Neben ihr sitzt eine Frau, die Marta gütig anlächelt und ihr einen Kräutertee reicht. Langsam kehren Martas Kräfte zurück. Es ist eine jener weisen Frauen, die Heilkunde betreiben und seit Neustem in den Fokus der Kirche geraten. Nachdem sie in letzter Zeit vermehrt angefeindet wurde, zog sich die Weise an diesen einsamen, unbewohnten Ort hoch über dem Tal zurück. In Marta keimt wieder Hoffnung auf. Hoffentlich sind die Verfolger abgehängt. Sie will so bald als möglich weiter reiten und sich nach Wilfried erkundigen. Ihr geliebter Wilfried, wegen dem sie die eigene Familie verfolgte. Ein junger Mann aus alemannischem Adel, der in der Verwaltung Karls des Grossen in ihrer Heimatstadt Verona eingesetzt war. Martas Vater, ein Freskenmaler, der seine Kunst seiner Tochter weitergab, hatte im Krieg zwei Brüder verloren und war voll

Bitterkeit gegenüber den fremden Verwaltern. Als er entdeckte, dass seine Tochter mit so einem befreundet war, drohte er sie umzubringen. Wilfried wusste, dass man im Monasterium (Kloster Münstair) einen Freskenmaler suchte. Er schickte sie mit einem Empfehlungsschreiben auf den Weg. So floh Marta Hals über Kopf, stellte sich im Monasterium als Guido vor und wurde eingestellt. Als der Abt hinter Martas Geheimnis kam, erpresste er sie. Sie wagte nicht zu fliehen bis jetzt, als sie merkte, dass sie schwanger war. Wilfried hatte Marta jemanden von der Grafschaftsverwaltung in Chur angegeben, über den sie mit ihm in Kontakt treten könne. Den will sie alsbald aufsuchen. Aber ob Wilfried sie noch akzeptieren würde, nun da sie von einem anderen schwanger war?

Ich kann nicht schlafen. Es fühlte sich so echt an. Der Namen Marta spukt mir im Gehirn herum. Marta.... Sie hiess Marta. Die Freskenmalerin. Abwechslungsweise packen mich Schüttelfrost und Hitzewallungen. Die Wände des "Crusch Alva" scheinen sich aufzulösen. Ein Fenster durch Zeit und Raum öffnet sich. Ich muss sie treffen. Sie ist in Not. Meine geliebte Marta. Ich, Wilfried, überliess sie ihrem Schicksal. Unendliche Liebe und ein schlechtes Gewissen, das sich wie stechender Schmerz anfühlt, entfachen ungeahnte Kräfte in mir. Ich renne aus dem Hotel. *Wo mein Wagen stand, steht nun ein Pferd. Ich galoppiere los. Es zieht mich magisch nach Filisur und weiter hinauf Richtung Maiensäss Falein. Es ist mir, als ob ich ihre Stimme zurufen hörte. Ich gelange an eine einfache Holzhütte. Draussen stehen drei Pferde. Ich renne in die Hütte. Marta und eine unbekannte Frau liegen regungslos am Boden. Zwei Mönche mit blutigen Gewändern stehen davor. Ich stürze mich auf einen der Mönche, da trifft mich ein heftiger Schlag von hinten. Dunkelheit und Stille umgeben mich.*

Jenseits von Raum und Zeit sehe ich nun Marta vor mir, die spricht: "Du bist gekommen, du hast meine Not gespürt. Du liebst mich und ich liebe dich. Es wird alles gut. Nichts kann uns trennen."

Ein Klopfen an der Tür reisst mich aus dem Schlaf. Draussen steht eine Frau, die Marta aus meinen fiebrigen Träumen wie aus dem Gesicht geschnitten ist. "Marta?" "Ich bin Seraina Müller vom archäologischen Dienst Graubünden, wir wollten doch um neun Uhr los." Ich starre sie ungläubig an und sage: "Ja – es wird alles gut." "Sicher, ist alles in Ordnung?" "Ja, wunderbar".

## Die Toten von Falein

von Jürgen Mai

Dereinst, nach Ludwig dem Frommen Tod  
ein armes Feelein litt gar grosse Not:  
Vertreiben aus dem Traverstal  
wollt Ludwig sie schon tausendmal.  
Doch nach des Reiches Teilung nun  
zu lesen im Vertrag von Verdun  
der Herrscher von der Mittelmacht:  
Lothar ihr gar nach dem Leben tracht.  
Hat das Feelein denn nicht Karl den Kahlen  
geheilt von vielerlei Qualen?  
Grösser wär Lothars Reich im Westen  
ohne ihre Medizin vom Besten!  
Ludwig dem Deutschen, Herrscher im Osten  
verdankte das Feelein gar manchen Posten.  
Es war dies geschehen zum Dank:  
Ludwig genoss des Feeleins Zaubertrank.  
Doch ihm, da war sich Lothar sicher  
schadete das Feelein mit obszön' Gekicher.  
Also schickt zum Feelein fangen er hinaus  
den Häscher Anton, welch ein Graus.  
Das Feelein hört aus sicherem Munde  
dass Lothar nicht will, dass man sie verwunde:  
Viel schlimmer, er will des Feelein Tod  
am besten noch heut, im Abendrot.

Das Feelein packt ihre sieben Sachen  
fort, hinweg will sie sich machen  
doch wohin nur, hier ist sie so allein?  
Zur Schwester, denkt sie, nach Falein.  
Zur Tarnung, damit man sie nicht seh'  
hat sich bemalt, die kluge Fee  
mit Farb, gewonnen aus dem Himberblatt  
ihre Haut, vorher weiss, jetzt grün, ganz satt.  
Auf der Flucht geschah, eins um andre Mal  
dass das Feelein sich was stahl.  
Milch und Wein, soviel es nur konnt tragen  
stopft das Feelein in einen Kälbermagen.  
Auch Kräuter sammelt sie herbei:  
Wermut, Beifuss und Salbei.  
Diese, damit sie lange schmecken wohl,  
gibt es ins Fläschlein, mit dem Alkohol.  
Endlich bei der Schwester angekommen  
fernab der Siedlung, keiner hat's vernommen  
öffnet das Feelein dort vom Kalb den Magen  
ihr ist's, als wollt ihr Herz verzagen:  
Denn wo dereinst die Milch gewesen  
riecht plötzlich sie den Duft von Käsen?  
Dem Feelein plötzlich wurd ganz kalt  
ein Feuer machten sie, alsbald.  
Am Warmen jetzt, wie sie da sassen,  
und die Welt um sich herum vergassen  
weil nun das Fläschlein munter kreist  
der Kräuter Wirkung sehr belebt den Geist.  
Euphorisch fast schon kreischt die Fee:  
Schwesterlein, ich hab eine Idee!  
Schmelzen müssen wir den Käse wohl  
unter Zugab' von dem Alkohol.  
Der Schwester war's nicht ganz geheuer:  
Den Magen gaben sie ins Feuer  
und füllten ihn, zum Schutz vor Glut,  
mit Kräuterschnaps, reichlich gut.  
Anton lauert aus der Ferne  
betracht' die Szene gar nicht gerne  
fast entfährt ihm ein Schrei:  
Das ist ja reinste Hexerei!  
Er stürmt hervor aus seinem Versteck  
nimmt aus der Glut den Magen weg  
und öffnet ihn, um zu belegen:  
Ein Zauber, den die Schwestern pflegen.  
Seht wie es brodelt, das Gemisch  
doch herrlich duftet, es lockt zu Tisch  
aber noch ist Anton ziemlich scheu  
befiehlt den Schwestern: Kostet das Gebräu!  
Langsam zuerst, dann immer schneller  
testen die Schwestern ohne Teller  
und werden närrisch ob der Ingredienzen:  
Käse, Alkohol und Thujon-Essenzen!  
Berauscht ziehen sie die Kleidung aus  
und werfen sie ins Feuer hinaus  
da wird's dem Anton doch zu toll  
und nimmt vom Fondue, einen Becher voll

Bald auch er seiner Kleidung sich entledigt  
und sie verbrennt, auf immer und ewig.  
Alle werden nun ganz wild,  
geben ab ein garstig Bild:  
Das Feelein, das zuvor so friedlich  
ist nun überhaupt nicht niedlich  
und haut mit einem Stock, kreisrund  
dem Anton in den Kopf eine Wund  
Die Schwester wollte ihm zum Schutze  
und warf ihren Körper dem Hieb zum Trutze  
jedoch, das rasend Feelein mit viel Gewalt  
ohne Reue auch ihr den schönen Schädel spalt'  
Noch findet das Gemetzel kein Ende  
das Feelein fertigt sich behende  
vom glühend Gestein aus dem Feuer  
eine Schneide von Schärfe ungeheuer  
Sie säbelt sich, mit viel Gewalt  
die Beine ab, alsbald.  
Sie spürt kein Schmerz, wird nicht gewahr  
welch gräuslich Szene sie gebahr:  
Zwei Tote, das Feelein selbst verstümmelt  
ein lodernd Feuer in der Mitte sich tümmelt.  
Dem Feelein schwindet nun die Lebenskraft  
jedoch ihr Torso steigt auf, zauberhaft:  
Fortan als Geist, so kann man es vernehmen  
soll's Feelein richten, wer sich nicht kann benehmen:  
Wer trinkt zuviel Thujon und Alkohol  
den trifft des Feeleins Zorne voll!  
Drum, Ihr Schweizer gilt auch beim Fondue:  
Gebt Euch beim Kochen recht viel Müh!  
Und nehmt, statt zuviel Absinth-Gebräu  
vom Wein und Kirsch nur mit Scheu!

## **Die Toten von Falein**

**von Carolin Marek**

24 Jahre zuvor

Der junge Mann brauchte einige Zeit um den Schlüssel in das Schloss zu bugsieren. Es war zwar eine Vollmondnacht, aber die Tür war etwas zurückversetzt und das Schloss lag in völliger Dunkelheit. Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte er es geschafft. Die Tür öffnete sich ohne ein Geräusch. Behende schlüpfte er hinein und verschwand in der Dunkelheit der sterilen Gänge. Der Adrenalinschub schärfte seine benebelten Sinne. Zielstrebig steuerte er die Treppe zum Keller an. Am Ziel angekommen schaltete er das Licht an. Der fahle Lichtschein, der aus den Kellerschächten nach draußen drang, würde ihn nicht verraten. Er öffnete mehrere Kartons, packte einen Teil deren Inhaltes in den mitgebrachten Sack und verließ das Haus so wie er gekommen war, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Heute

Tassilo Angermair, seines Zeichens Münchner Kommissar, fast fünfzig, war heute äußerst gut gelaunt, denn frisch verliebt fuhr er mit seiner neuen Flamme Richtung Schweiz. Dorthin, wo er als Jungspund seine Polizeiausbildung begonnen hatte, bevor es ihn nach Bayern verschlug. Naja, Marlene war nicht so sehr an seiner Jugendzeit interessiert als an der ‚Heidihütte‘, denn sie war als Kind ein riesiger Fan von Almöhi, Geissenpeter und Heidi. Und jetzt auch noch der Knochenfund und ein Schreibwettbewerb. Aufregend, fand sie. Die Freude auf ein herrliches Wochenende mit dieser wunderschönen Frau ließ den Kommissar ein

wenig zu schnell fahren, was mit einem Foto zu seinem Ärger festgehalten wurde. Aber Glück im Unglück. Sie waren noch in Deutschland.

Nach weniger als zweieinhalb Stunden Fahrt erreichten sie ihre Unterkunft und Marlene staunte nicht schlecht. Ein riesiges Weinfass wartete mit einem wunderbar kuscheligen Bett. Jubelnd fiel sie Tassilo um den Hals. Wie romantisch ihr neuer Freund doch war.

Beide ließen den noch warmen Spätsommertag mit einem Glas guten Burgunders und sagenhaften Blick auf das umliegende Bergpanorama ausklingen.

24 Jahre zuvor

Der junge Mann steuerte zielstrebig einen in einer Nebenstraße parkenden Kleinwagen an. Aus einem nahegelegenen Haus drang Lachen und Gläserklirren einer feiernden Menschenmenge herüber. Der Mann zuckte zusammen, falscher Alarm. Sein Komplize wartete an das Auto gelehnt. Als dieser den Herannahenden erblickte, öffnete er die Tür des Wagens. Wie abgesprochen deponierten sie ihre Beute und verschwanden im nächsten dunklen Eingang eines Hauses.

Heute

Die Nacht hielt, was der Abend versprochen hatte und beide packten glücklich ihre Rucksäcke für den Weg durch dieses wunderschöne Fleckchen Erde zur Heidi-Alm. Je länger der Weg dauerte, desto aufgeregter wurde Marlene und desto ruhiger Tassilo. Mit seinen neunundvierzig Jahren war er immer noch gut in Form, wie er selber fand, aber mit Sport hatte er nichts am Hut. Und so rann ihm der Schweiß die Stirn und den Rücken herunter, als sie nach drei Stunden, in denen er die herrliche Landschaft durch die Anstrengung nicht genießen konnte, endlich die Heidi-Alm erreichten.

Kurz bevor sie oben angekommen waren, entdeckte Tassilo zu seiner großen Freude ein ruhiges Bänkchen an einem sonnigen Platz. Marlene jedoch stürmte zu seinem Leidwesen schnurstracks an der leeren Bank vorbei Richtung Alm. Tassilo stöhnte. Was tut man nicht alles für eine schöne Frau. Langsam setzte auch er seinen Weg fort, mit sehnsüchtigem Blick vorbei an dem Ruheplätzchen.

Nach 50 gegangenen und 250 gefühlten Metern blieb er abrupt stehen.

„Ja, des gibt's ja nicht“, rutschte es dem Kommissar heraus. „Des ist ja der Rudi!“ Wild gestikulierend beschleunigte er seinen Schritt und ging direkt auf einen Mann mittleren Alters zu. Nach einem kräftigen Händedruck und einem unbeholfenen Schulterklopfen fielen sich die beiden Männer in die Arme. Ein wenig beschämt wegen seiner für einen Mann doch etwas überschwänglichen Emotionen begann Tassilo zu stottern: „Äh, Marlene, äh darf ich dir vorstellen, äh, das ist der Rudi. Wir haben zusammen die Polizeiausbildung begonnen.“ „Äh, Rudi, das ist meine Marlene!“ Rudi nickte und grinste von einem Ohr zum anderen.

Während die Männer sich in ein Gespräch vertieften als ob sie sich gestern erst getrennt hätten, beäugte Marlene die Bauarbeiten direkt neben der Alm. „Da hat man wohl die Knochen gefunden“, sagte sie. Die zwei waren allerdings so vertieft, dass sie Marlene gar nicht beachteten. Marlene schüttelte nur den Kopf, „Männer!“, und ging auf ein ausgesprochen gut aussehendes Exemplar zu, das sich an der Baustelle zu schaffen machte. Durch Marlenes wunderbares Lachen aus der Unterhaltung gerissen, stutzte der Kommissar, als er seine Freundin mit dem Unbekannten sah. Was war denn das! Das musste er unterbinden. Und zwar sofort. Ohne eine weitere Bemerkung ließ er Rudi stehen und ging mit aufrechter Körperhaltung auf die beiden zu. Etwas verdutzt sah der Gesprächspartner Marlenes den massigen Mann auf sich zu rollen. Marlene erfasste die Situation sofort. „Tassilo, darf ich dir vorstellen, das ist Herr Reitmaier, der Leiter des Archäologischen Dienstes Graubünden. Thomas war so nett und hat mir ein bisschen von den ‚Toten‘ erzählt.“ „Angermair, Kommissar aus München, also quasi beruflich verwandt, der Toten wegen, und Freund dieser netten, hübschen Dame. Äh, also vielen Dank für die Informationen, aber ich glaube wir müssen jetzt weiter.“ Tassilo nahm seine Freundin bestimmt an der Hand und setzte sich in Richtung Rudi in Bewegung. Marlene schenkte dem verdutzten Archäologen noch ein Lächeln als Dankeschön und folgte ihrem Freund.

Trotz einiger Gläser des süffigen Rotweins mit Rudi am Abend zuvor hatten die beiden herrlich geschlafen und der nächste Morgen erwartete sie mit azurblauem Himmel.

Beim Frühstück besprach das Paar die weitere Tagesplanung. Zuerst ins Heididorf, in Ruhe alles besichtigen, zumindest ins Heidimuseum, dann im Hotelrestaurant Heidihof gepflegt mittagessen, anschließend eine romantische Kutschfahrt ausgehend von Bad-Ragaz und zum krönenden Abschluss in die Tamina Therme, bevor es morgen wieder nach Hause geht.

Tassilo startete das Auto, als Marlene anfang: „Äh, du Schatz, wir müssen noch vorher nach Chur.“ Tassilo schaute seine Freundin ungläubig an: „Was wollen wir denn da?“ „Thomas hat mir gestern versprochen uns

die gefundenen Knochen von der Heidalp zu zeigen. Ich habe mich heute Vormittag mit ihm verabredet.“ Der Kommissar seufzte.

Im Amt für Kultur in der Loëstrasse 26 in Chur begrüßte Herr Reitmaier Marlene mit einem charmanten Lächeln, zum Ärger des Kommissars, den Kommissar selber mit einem „Herr Kollege, dann folgen Sie mir mal unauffällig!“

In einem kleinen Raum am Ende des Flurs im ersten Stock lagen die Fundstücke fein säuberlich aufgereiht auf einem Tisch in der Mitte. Marlene war beeindruckt und unterhielt sich angeregt mit dem Archäologen. Tassilo Angermair hingegen tänzelte um den Tisch, betrachtete die Knochenfunde mal von oben, mal von der Seite, mal schräg von unten und dokumentierte mit: „Aha, soso, hmm.“ Er konnte wohl nicht aus seiner kriminalistischen Haut, egal wie alt die Knochen waren. Nach einer halben Stunde bedankten sie sich herzlich bei dem Leiter des Amtes und brachen nach Maienfeld auf.

Wieder zuhause in München verschwand Marlene im Schlafzimmer um die Koffer auszupacken, der Kommissar hingegen für geraume Zeit im Keller. Ächzend trug er schließlich einen großen Karton in seine Wohnung im zweiten Stock und machte sich in der Wohnküche breit. Als Marlene die schmutzige Wäsche in die Waschmaschine in der Küche stopfen wollte, fand sie dort Tassilo zwischen zahlreichen Stapeln alter Fotos vor. „Was machst denn du da“, entfuhr es Marlene. „Ermitteln – und das Beste, ich habe den Fall „Die Toten von Falein“ bereits gelöst“, schmunzelte Tassilo.

Bei einer Tasse Cappuccino erzählte der Kommissar von ihm und seinem besten Freund Rudi. Er erzählte von Björn, einem Mitschüler, der beim Anblick von Toten, auch wenn es nur Skelette waren, immer umgekippt war und der sich bei jeder Gelegenheit an Rudis damalige Freundin Irene rangemacht hatte. Wie sie auf einer feucht-fröhlichen Feier beschlossen hatten, dem Björn eins auszuwischen. Wie Rudi der Irene die Schlüssel des Instituts für Anthropologie, ihrer damaligen Arbeitsstelle, stibitzt, nachts dort angetrunken ein paar Fundstücke ausgeborgt und in Björns Auto deponiert hatte. „Der Björn ist fast an einem Herzinfarkt gestorben, so hat er sich erschrocken!“ lachte Tassilo. „Und du bist dir ganz sicher, dass es dieselben Knochen sind?“ „Ganz sicher, hier, die Beweisfotos.“ „Aber wie kommen die Knochen dann an die Heidihütte?“ „Das muss Rudi aufklären!“ Tassilo griff zum Handy.

„Servus, Schlawiner! Die „Toten aus Falein“ hast du vor 24 Jahren aus der Anthropologie geliehen!“ Am anderen Ende herrschte zunächst Totenstille. Dann begann Rudi zu berichten. Irene hätte noch am selben Abend mit ihm Schluss gemacht. So hätte er die Knochen nicht mehr ohne weiteres zurückbringen können. 24 Jahre lagen sie gut verpackt bei ihm im Keller. Dreimal hat er sie mit umziehen müssen, immer in der Angst, dass jemand „seine Leichen im Keller“ entdecken würde. Und als dann die Familie Schutz, die die Alm bewirtschaften, erzählt hätten, dass die Touristen immer weniger werden und dass jetzt auch noch Bauarbeiten anstehen, hätte er seine Chance gesehen. Zwei Fliegen mit einer Klappe: ein bisschen Werbung und er hätte ‚seine Knochen‘ los. Die kämen endlich wieder dahin, wo sie hingehören.

Tassilo und Marlene hörten aufmerksam zu.

Dass die Skeletteile nicht zusammenpassen wäre klar, er hätte sie ja aus verschiedenen Kisten genommen. Aber dass die gleich einen Schreibwettbewerb daraus machen!

Tassilo lachte. Rudi bat seinen alten Freund, dicht zu halten. Wenn das rauskommen würde. Er als Polizist...! Wegen einer Jugendsünde!

Tassilo versprach kein Sterbenswörtchen zu verraten, schließlich war er auch nicht ganz unbeteiligt.

Marlene gratulierte ihrem Kommissar mit einem dicken Kuss zu seinem Aufklärungserfolg.

Tassilo schmunzelte: „Wer hätte das gedacht!“

## **Kalter Mond**

**von Stefanie Meier**

Frostklirrend fegte der Wind über die tiefverschneite Hochebene und trieb eine Wolke aus Schnee und Eis vor sich her. Himmel und Erde schienen sich zu einer einzigen eisigen Einöde zu verbinden. Und Ross und Reiter, die sich einsam Schritt um Schritt ihren Weg durch die kalte Endlosigkeit erkämpften, wurden Teil des grenzenlosen Weiss. Zum letzten Mal würde Magnus diesen Weg gehen, um für den Bischof im neuen Frauenkloster die Wegzölle abzuholen und in die Kathedrale in der Stadt zurückzubringen. Das wussten allerdings nur er und Alba. Glaubte Magnus.

Bischof Remedius war ein mächtiger Mann. Unter dem persönlichen Schutz des Königs herrschte und richtete er über das geistliche und weltliche Churrätien. Er liess sich nichts anmerken, als er an diesem Morgen seinen Hofbeamten Magnus wie gewöhnlich losschickte, die Wegzölle abzuholen, die die Nonnen im Auftrag des Bischofs von Händlern und Pilgern eingetrieben hatten. Er hiess Magnus zudem, auch das Kreuz, das er den Nonnen als Leihgabe für die Einweihung des Klosters zur Verfügung gestellt hatte, zurückzubringen. Hergestellt vom örtlichen Silberschmied, war das goldene Kreuz über und über mit Rubinen, Saphiren und Kristallen besetzt. Prunkvoll stand es auf seinem Sockel aus dunkelgrauem Marmor. Diese christliche Verkörperung örtlicher Handwerkskunst wollte Remedius seinem vor ein paar Tagen durch den Papst zum Kaiser gekrönten Schutzherrn übergeben, wenn dieser – wie der Bischof hoffte – auf seinem Weg von Rom nach Aachen mit seinem Tross in der Kathedrale auf dem Hof Halt machen würde. Endlich hatten Magnus und sein Pferd die unwirtliche Hochebene hinter sich gelassen. Der Weg ging nun windgeschützt bergab. Magnus hiess sein Pferd stillstehen. In der Ferne konnte er auf dem Felsplateau über der Schlucht bereits deutlich die Kirche mit den drei Apsiden erkennen. Es war nicht mehr weit. Magnus liess seinen Blick über das schmale Tal schweifen. Es fiel ihm schwer zu atmen. Zentnerschwer lag ein beklemmendes Gefühl auf seiner Brust. Was er und Alba geplant hatten, war nicht richtig. Und doch war es für sie beide die einzige Möglichkeit. Eine gefühlte Ewigkeit lang war er nicht in der Lage weiterzureiten. Dann atmete er tief ein und trieb sein Pferd gegen das Kloster. Er bemerkte den kräftigen Mann auf dem hohen Ross nicht, der eine halbe Wegstunde weiter oben ebenfalls anhielt und ihn beobachtete. Carl folgte Magnus bereits, seit dieser die Stadtmauern verlassen hatte. Gleichzeitig mit Magnus ritt auch er weiter und liess den Verfolgten nicht aus den Augen. Carl war ein Mann der Tat und nicht der grossen Worte. Trotz seiner bisweilen rauen Umgangsformen – er war bereits in zahlreiche Tavernenschlägereien verwickelt gewesen gehörte er wie Magnus zum bischöflichen Hofstaat und war im Auftrag Remedius unterwegs, um Magnus auszuspähen. Wenn das, was Remedius von der Oberin des Klosters bestellt erhalten hatte, zutraf, hatte Carl die Order, Magnus zu stellen und samt den Wegzöllen und dem goldenen Kreuz zurück in die Stadt zu schaffen.

Alba beobachtete bereits den ganzen Tag den Weg zum Kloster, in das sie zusammen mit der etwas älteren Ordensschwester Christina von Remedius entsandt worden war. Beinahe zwei Jahre waren vergangen, seit die beiden das umtriebige Stadtleben rund um die Kathedrale gegen die Abgeschiedenheit des Klosters hatten eintauschen müssen. Für Alba war das abgeschirmte Klosterleben noch schwerer zu ertragen als für Christina, weil sie Magnus hatte zurücklassen müssen. Von ihrem Beobachtungsposten aus hatte sie ihn längstens kommen sehen und erwartete ihn am Tor. Er schob sich die schwere Kapuze vom Kopf und stieg vom Pferd. Er lächelte sie an. Leichtfüssig ging Alba auf dem säuberlich gepflegten Klosterhof neben Magnus her, der sein Pferd zum Stall führte. Beide schwiegen. Doch dann brach es aus Alba heraus: Sie hatte Christina in ihren Plan eingeweiht und wollte sie zumindest für das erste Stück des Weges mitnehmen. Genausowenig wie Alba wollte Christina im Kloster bleiben, fernab jeglichen Lebens. Sie wollte nach Rom reisen. Magnus wurde ungehalten. Alba hielt sich nicht an die Abmachung, die sie das letzte Mal, als Magnus für den Bischof im Kloster die Wegzölle abholte, getroffen hatten. Aber es blieb keine Zeit zu streiten. Und wenn Christina schon zur Mitwisserin geworden war, richtete sie als Weggefährtin gewiss weniger Schaden an denn als im Kloster zurückgelassene mögliche Denunziantin.

So beobachtete Carl, der unterhalb des Klosters gewartet hatte, wenig später, wie drei Gestalten und ein Pferd das Klostergelände verliessen. Vorneweg stapften zwei Frauen in Mänteln aus schwerem braunem Wolltuch. Dicht hinter ihnen führte Magnus sein bepacktes Pferd am Zügel. Alle paar Schritte schaute er über seine Schulter zurück zum Kloster, als fürchtete er, verfolgt zu werden. Es schien Carl, als ob Magnus die beiden Frauen zur Eile antrieb. Und obwohl der Weg im tiefen Schnee beschwerlich war, drängte der Tross geschwind vorwärts. Mit sicherem Abstand ritt Carl hinter ihnen her. Als Magnus mit seinen beiden Begleiterinnen nicht den Weg auf die Ebene einschlug, sondern dem weissen Fluss folgte, war dem Verfolger klar, dass Remedius Befürchtung, Magnus könnte sich mit den Wegzöllen aus dem Staub machen, berechtigt war. Carl hatte sich jedoch längst seinen eigenen Plan zurechtgelegt.

Die Dämmerung brach herein, und ein blaues Licht überzog den Himmel. Magnus trieb die Frauen an, schneller zu gehen. Ihr Weg führte sie bergan durch einen Wald. Das Rauschen des Flusses wurde leiser, der Weg steiler, die Schritte kürzer. Es war bereits Nacht, als sie im hellen Licht des Vollmondes eine bewaldete Alp erreichten. An einem Hang entdeckte Magnus unter einer grossen Fichte einen Kalksteinvorsprung, der genügend Platz bot, um für ein paar Stunden als Nachtquartier zu dienen. Sie räumten dem Pferd im Unterholz einen Platz frei. Da sie weit und breit keine Menschenseele wähten, erlaubten sie sich, gegen die eisige Kälte ein Feuer zu entfachen, das ihr Lager etwas wärmte.

Der Mond stand weiss und rund am eisklaren Himmel. Geduldig wartete Carl auf eine günstige Gelegenheit. Plötzlich stand Magnus vor dem Felsvorsprung und lauschte angestrengt in die Nacht. Carl erschrak. Magnus spähte in den Wald, ging zu seinem Pferd, tätschelte ihm die Flanke und verschwand zwischen den grossen schwarzen Bäumen. Carl nutzte die Gunst des Augenblicks und preschte zum Felsvorsprung, wo die beiden Frauen schliefen. Er wartete kurz und beäugte argwöhnisch die Szenerie, die sich ihm bot. Auf Magnus Lager lag ein Tuch, darunter lugte der Lederbeutel mit den Wegzöllen und etwas Metallenes hervor. In der Ferne schnaubte das Pferd. Carl hatte keine Zeit. Der Schlaf der Frauen war unruhig, und Magnus konnte jeden Augenblick wieder beim Felsvorsprung erscheinen. Schnell ergriff Carl mit seiner Linken den Geldbeutel und mit der anderen Hand das schwere Kreuz. Er wollte geräuschlos mit der Beute verschwinden, aber seine hastigen Bewegungen hatten Christina aufgeweckt. Wie gelähmt sass die kerzengerade auf dem Waldboden und starrte Carl mit schreckensgeweiteten Augen an. Er musste handeln, bevor sie sich gefasst hatte und Magnus herbeischreien konnte. Ohne zu zögern schlug er der Nonne mit aller Wucht das goldene Kreuz, das er in seiner Rechten hielt, gegen den Kopf. Bewusstlos sackte Christina zurück auf ihr Lager. Carl trat ihr mit seinem schweren Stiefel so lange auf den Hals, bis er sicher war, dass sie nicht mehr atmete. Obwohl alles schnell und beinahe lautlos vor sich ging, wurde Alba durch den Mord aus dem Schlaf. Wie eine Furie stürzte sie auf den Eindringling los. Carl wirbelte herum, liess Geld und Kreuz fallen und packte Alba mit seinen kräftigen, lederbehandelten Händen am Hals und würgte sie, bis sie schwieg und leblos zu Boden sank. Hals über Kopf ergriff der Mörder die am Boden liegende Beute und wollte davonstürmen. Da stand wortlos Magnus vor dem Felsvorsprung. Seine Augen flackerten im Schein des Feuers und vor Entsetzen. Carl erhob das goldene Kreuz ein letztes Mal und rammte es Magnus mit der Kraft desjenigen, der nichts mehr zu verlieren hat, in die wutglühende Stirn. Kopflos stolperte Carl zu seinem Pferd, schwang sich eilig in den Sattel und sprengte, als wäre der Teufel hinter ihm her, in die Nacht zurück. Ross und Reiter erkämpften sich am nächsten Morgen ihren Weg über die klirrendkalte Hochebene zurück in die Stadt. Als in der Ferne bereits der Rauch der Stadt zu sehen war, schleuderte Carl das Kreuz gedankenlos irgendwo in ein Tobel. Er hatte keine Verwendung dafür. Den Lederbeutel aber drückte er fest an seine Brust. Remedius ging nachdenklich durch die Kathedrale. Einen Schritt rechts versetzt hinter ihm ging Carl und beichtete dem Bischof sichtlich gepeinigt und beschämt sein Versagen. Es war ihm nicht gelungen, Magnus zu stellen. Der Dieb war ihm samt der Beute entkommen. Vor dem Altar mit der weissen marmornen Reliefplatte drehte sich Remedius um, blieb stehen und sah Carl tief in die Augen. Dieser versuchte mit aller Kraft dem durchdringenden Blick des Bischofs standzuhalten. Das goldene, mit Rubinen, Saphiren und Kristallen besetzte Kreuz auf dem Altar, an dessen einen Arm eingetrocknetes Blut klebte, sah er nicht. Als Kirchenherr, Landesherr und Richter wusste Remedius, wann er von seinem Gegenüber Ehrlichkeit erwarten und die Wahrheit erfahren konnte und wann nicht. Vom alten Weib, das das Kreuz, das es unweit der Stadt beim Holzsuchen im Wald gefunden haben wollte, heute Morgen unter seinem dreckigen Mantel hervorgehen und dem Bischof mit zitterigen Händen entgegen gestreckt hatte, konnte er es. Remedius war ein geduldiger Mann. Er wandte sich von Carl ab und ging wortlos aus der Kathedrale über den Hof. Er liess sich auch im nächsten Frühsommer nichts anmerken, als er seinen Hofbeamten Carl losschickte, die Wegzölle im Frauenkloster abzuholen. Carl bemerkte den Mann, der ihm aus der Stadt folgte, nicht.

## **Ils morts da Falein**

### **von Stefanie Netzer**

Nua eis ella?

Nos egls eran d'accord sco gia tontas gadas.

Nua eis ella?

Il suleagl ha prest piars ses radis e negins pass ein d'udir.

Nossas sentupadas egl englar denter stgir e clar eran daventadas in ritual.

Noss'amur stueva star el tschelau. Gnanc in soli dueva encorscher tgei che seseva grev en nos cors ed impediva els da sular. Nua eis ella?

Gia avon dudisch glinas erel jeu seunius cun Arava. Miu bab haveva decidu, siu bab era vegnius perina cun il miu.

Ni mei ni Arava havevan els dumandau.

Tgi dumandava schon suenter sentiments?

Els eran bein cheu, mo havevan buc anflau plaids per contonscher las ureglias.

Nua eis ella?

Era sche sentiments paran d'haver negins plaids, sefuorman els tonaton egl esser ed il tgierp reagescha immediat. Il steric che sefuorma ellas giugadiras e fa daventar igl entir esser dirs e pensivs, ei tuttavia ina fuorma d'exprimer sentiments.

Jeu erel daventaus dirs, malidis e mias aveinas eran da veser tras la pial brina da mia bratscha. Miu tgierp, movibels e ferm dalla lavur, daventava els muments, cu Arava empruava da carsinar mia pial, freids ed jeu havevel pial gaglina.

Tut il carsinar, tut las stentas che Arava empruava per surmenar miu tgierp, eran vanas. Per mei era ei adumbatten da sevolver viers ella. Arava haveva ina biala fatscha, sia statura era gronda ed ella era disada gia da pintga ensi da luvrar. Buc ina lavur fuss stada per ella ina memia bia. Ils egls dad Arava denton eran mets e freids e mintgamai, cu si'egliada empruava da contonscher mes egls, miravan lezs spert naven. Jeu havevel bein encurschiu gia in temps ch'ils egls dad Arava encurevan buca pli ils mes. Che las emprovas da s'avischinar eran naven e stgiras umbrivas circumdavan ils egls dad ella.

Miu cor era regalaus, miu desideri mirava en in'otra direcziun.

Savend che mes giavischs stettien vans, regalavan quellas sentupadas denter stgir e clar a mi il flad per il mintgadi.

Nua eis ella?

Il fried da tiara frestga vegn encunter a mi.

Ei freda sco sch'ei fuss vegniu arau.

Ussa? Dil temps ch'il fretg era raccoltaus, cheu nua che negins ers seplaccan sin las terrassas, in fried che vul buc ir a prau cun il temps e liug.

Mi'egliada sevolva, jeu mon entgins pass engiuviars.

Tiara, in mantun tiara. Senz'in soli patratg vegnel jeu pli datier.

Cheu eis ella, mia cara, sfundrada en ina ruosna frestga. In segl, ed jeu tegn siu tgau en mes mauns.

Saung, mes mauns prendan si quei tgietschen. Sun aschi surstaus ed eris e lu sentel jeu mo pli ina frida amiez miu tgau.

„Ussa saveis star en perpeten uni!“

Arava sesa agl ur dalla fossa, il moni aunc enta maun, mirond encunter val.

„Vies destin ei era il miu.“

Sulettamein la glina ei stada perdetga, cu Arava ha cuvretg la fossa cun tiara.

E duront che la tiara cuvrevia ils corps dad um e dunna daventavan ils egls dad Arava pli e pli freids.

Tut ils sentiments eran svani cun las fridas.

Ils tschespets eran tschentai.

Bufatg arva Arava uss il sitget che penda gia schon gl'entir temps entuorn veta ad ella. Ella arva el bufatg e derscha il cuntegn en sia palmamaun.

Ella arva sia bucca e derscha lien tut en ina ga ed emprova da laguoter tut. Ella drova duas buccas pleinas e lu ei tut laguttii.

Peter eis ei. Mo buc aschi peter sco da viver senza negina carezia.

Gest sper la fossa sesanfla ina muschna. Denter crappa e cagliom semetta Arava a mischun.

Igl ei freid, ina nebla spessa enzuglia l'entira cuntrada.

Cu las empremas scrottas da neiv crodan per tiara, senta Arava nuot pli.

Übersetzung

Wo ist sie?

Unsere Augen waren sich einig, wie schon so viele Male.

Wo ist sie?

Die Sonne hat bald ihre Strahlen verloren und es sind keine Schritte zu hören.

Unsere Treffen in der Waldlichtung el bei Dämmerlicht waren zum Ritual geworden.

Unsere Liebe musste im Verborgenen bleiben. Kein Einziger soll bemerken, was schwer in unseren Herzen sitzt und sie am Fliegen verhindert.

Wo ist sie?

Bereits vor zwölf Monden hatte ich mich mit Arava vereint. Mein Vater hatte beschlossen, ihr Vater hatte sich mit meinem geeinigt.

Weder mich noch Arava hatten sie gefragt.

Wer fragte schon nach Gefühlen?

Sie waren wohl hier, hatten jedoch keine Worte gefunden, um die Ohren zu erreichen.

Wo ist sie?

Auch wenn Gefühle wortlos erscheinen, bilden sie sich trotzdem im Sein und der Körper reagiert unmittelbar. Das Steife, welches sich in den Gliedern formt und das ganze Wesen erstarren und in sich kehren lässt, ist durchaus eine Form, Gefühle auszudrücken.

Ich war erstarrt, unwirsch, und meine Venen zeichneten sich durch die braune Haut meiner Arme ab. Mein beweglicher und durch die Arbeit gestärkter Körper erkaltete und ich bekam Gänsehaut in den Momenten, in denen Arava versuchte, meine Haut zu streicheln.

Alle Liebkosungen, alle Mühen Aravas meinen Körper zu verführen, waren vergebens. Mich ihr zuzuwenden war erfolglos. Arava hatte ein hübsches Gesicht, sie war grossgewachsen und von klein auf gewohnt zu schuffen. Keine Arbeit wäre ihr eine zu viel gewesen. Aravas Augen jedoch waren stumm und kalt und jedes Mal, wenn ihr Blick meine Augen zu erreichen versuchte, blickten diese schnell weg. Ich hatte wohl schon vor einiger Zeit bemerkt, dass Aravas Augen die meinen nicht mehr suchten. Dass die Annäherungsversuche aufgehört hatten und dass dunkle Schatten ihre Augen umgaben.

Mein Herz war verschenkt, mein Verlangen blickte in eine andere Richtung.

Wissend, dass meine Wünsche aussichtslos waren, schenken mir diese Treffen in der Dämmerung Atem für den Alltag.

Wo ist sie?

Der Geruch frischer Erde kommt mir entgegen.

Es riecht, als ob gepflügt worden wäre.

Jetzt? In der Zeit, da die Früchte geerntet sind, hier, wo sich keine Äcker über Terrassen erstrecken, ein Geruch, der nicht zu Zeit und Ort passen will.

Mein Blick dreht sich ab, ich gehe einige Schritte abwärts.

Erde, ein Haufen Erde. Ohne einen einzigen Gedanken nähere ich mich.

Hier ist sie, meine Geliebte, versenkt in einem frischen Loch. Ein Sprung, und ich halte ihren Kopf in meinen Händen. Blut, meine Hände nehmen dieses Rot auf. Ich bin so überrascht und starr und dann spüre ich nur noch einen Schlag mitten auf meinem Kopf.

„Jetzt könnt ihr ewig vereint sein!“

Arava sitzt am Grabesrand, den Schaft noch in der Hand, den Blick ins Tal gerichtet.

„Euer Schicksal ist auch meins.“

Einzig der Mond war Zeuge, als Arava das Grab mit Erde bedeckte.

Und während die Erde die Körper von Mann und Frau verhüllte, wurden Aravas Augen immer kälter.

Alle Gefühle waren mit den Schlägen gewichen.

Die Narben waren gesetzt.

Vorsichtig öffnet Arava jetzt das Säckchen, welches schon die ganze Zeit um ihren Leib hing. Sie öffnet es behutsam und leert den Inhalt in ihre Handfläche.

Sie öffnet ihren Mund, steckt alles auf einmal hinein und versucht es zu schlucken. Sie braucht zwei Mund voll und dann ist alles weg.

Es ist bitter. Aber nicht so bitter, wie ohne Liebe zu leben.

Unmittelbar neben dem Grab befindet sich ein Schutthaufen. Zwischen Steine und Gebüsch kauert Arava sich zusammen.

Es ist kalt, ein dichter Nebel verhüllt die ganze Gegend.

Als die ersten Schneeflocken fallen, spürt Arava nichts mehr.

## **Die Flucht**

**von Silvia Schmed-Capaul**

Er krächzt, will gefallen. Doch keiner da, der hört. Eine sanfte Stimme flüstert, der Schwarzgefiederte legt den Kopf schief. Der Wind rauscht durch die staubigen schlafgetränkten Wege. Er krächzt, er weiss, was niemand weiss, er hebt ab. Sanfte Stimme flüstert, der Wind trägt die Worte fort, niemand hört, nur der Schwarzgefiederte weiss. Alles weiss er, denkt sich die, deren Stimme getragen vom Wind verhallt in den Schleiern des nächtlichen Nebels. Ihr Herz zerbricht wie ein Krug aus Keramik, der ihr aus den zarten

Händen rutscht nach mühseliger Arbeit an den Stickereien der Gewänder. Müdigkeit kriecht ihre Eingeweide hoch von den Füßen bis zum Kopf. Sie schliesst das Fenster neben ihrem Bett, das aus vielen kleinen Hornplättchen noch von Grossvater eigens hergestellt wurde, und löscht die Öllampe. Der Wind rüttelt unsanft an den Türen und Balken. Es zieht durch die Ritzen, sie kriecht unter die Decke und bettet sich auf dem Strohbett so warm es geht. Es ist eine frische Spätsommernacht. Und man erahnt irgendwo hinter den Nebelschwaden den vollen runden Mond.

Anna und Carla sind nicht zu Hause. Die Mutter ist allein, sie, die nicht sehen kann. Irgendwo draussen krächzt ein Rabe. Sie mag keine Raben, die picken immer die Resten für die Hühner weg. Diese Schlechten! Der Wind rüttelt auch an ihren Fenstern und Türen. Die Mutter horcht. Das Baby schläft in seiner Bettstatt aus einer Art Zuber, ausgepolstert mit Stroh. Es nuckelt am Daumen. Ist noch klein, grade erst geboren vor ein paar Tagen. Die Blinde lauscht. Es ist noch nicht spät, draussen sind die letzten Geräusche der Bewohner der Siedlung zu hören. Schafe blöken. Es liegt Veränderung in der Luft. Die Blinde spürt das. Eine neue Zeit bricht an. Sie liegt mit offenen Augen im Bett, obgleich sie nichts sieht. Sie lebt alleine mit ihren beiden Töchtern und dem Enkelkind, ihr geliebter Gatte ist seit einiger Zeit gestorben, an einem ungeklärten Unfall, wie es hiess. Regungslos war er einfach da gelegen. Sie hatten ihn mit dem Bauch und Kopf nach unten begraben und seine Füsse zeigen nach Süden. Weg von der Siedlung. Die Leute haben Angst vor seinem Geist. Er könnte ja zurückkommen und die Menschen in Angst und Schrecken versetzen. Doch, so wie man ihn begraben hat, so findet er den Weg nicht zurück ins Dorf. Man schrieb damals das Jahr 809. Das Baby wimmert. Es soll nicht wimmern. Schweig, flüstert die Blinde mit leichtem Zischen auf der Zunge. Das Baby gibt ein paar Laute von sich, findet den Daumen und nuckelt weiter. Es schläft wieder. Der Schwarzgefiederte krächzt, näher als zuvor scheint er nun zu sein.

Im Nachbarhaus gebärt eine Frau ihr Kind. Anna und Carla sind bei ihr. Dabei hat Carla eben vor kurzem ihr eigenes Kind geboren. Sie ist schwach, doch sie weiss, wie man ein Kind aus dem Bauch einer Frau holt. Genau wie Anna auch. Anna ist solide, hat keinen Freund, keinen geheimen Geliebten, keinen Mann. Carla ist nicht solid. Sie hat ein Kind geboren, ohne zu wissen, wer der Bastard eines Vaters ist. Sie hat sich manchmal abends fortgeschlichen und es in den Heuställen getrieben mit irgendwem. Die Blinde ärgert sich darüber, die Arbeit auf den Feldern und am Webstuhl ist schwer genug auch ohne noch ein zusätzliches Maul zu füttern, geschweige denn ohne Mann. Carla antwortet nie, wenn die Blinde sie darauf anspricht. Die Schreie der Frau im Nachbarhaus zerreißen die winddurchtränkte Nacht. Das Krächzen des Schwarzgefiederten verstummt. Der Schlechte soll verschwinden, denkt sich die Blinde. Und soll seine gesamte Sippschaft mitnehmen...

Die Geburt nimmt ihren Lauf, die Schreie werden stärker, kitzeln das Trommelfell der Blinden, lassen sie erschauern. Aufhören, flüstert sie, aufhören, ich will das nicht hören.

Sie tastet sich aus dem Bett. Unter ihren Füßen der unebene Boden, sie braucht eine Zeit bis sie die Gleichgewicht gefunden hat. Ein letzter Schrei der Gebärenden, gleichzeitig fällt ein Glasgefäss, das auf dem Regal neben der Tür gestanden hat, zu Boden.

Die Blinde spürt ihn...doch nur das Baby wimmert.

Drüben im Nachbarhaus schreit das Neugeborene. Fast gleichzeitig treten schwere Schuhe auf die Scherben. Es knirscht. Das Baby wimmert nicht mehr. Die Blinde riecht den Alkohol, der an der Kleidung des Fremden klebt. Sie wagt nicht, sich zu bewegen, sie flüstert ein Gebet. Sie verflucht Ludwig den Frommen, ein Taugenichts sondergleichen. Der Alkohol brennt in ihren Augen, die nicht sehen. Drüben im Nachbarhaus kreischt das Neugeborene, Menschen reden durcheinander, die Türe wird geöffnet, schnelle Schritte nähern und entfernen sich wieder. Dann nähern sie sich wieder und entfernen sich wieder, die Türe wird geöffnet und wieder zugeschlagen. Dann Ruhe.

Die Blinde gleitet zu Boden mit aufgerissenen Augen, die nichts sehen und weit geöffnetem Mund, aus dem kein lauter Ton erklingt, weil das Baby schläft. Der erdige Boden trinkt ihr Blut.

Carla wäscht sich die Hände in einer Keramikschale mit abgestandenem Wasser, Anna ist schon Voraus gegangen. Sie haben vernommen, dass es geistert oben in den schleierwolkigen Wiesen. Dort soll schon einige Nächte lang eine Gestalt in weissem flatterndem Gewand gesehen worden sein. Ein Ort, an dem sich nur Tote aufhalten. Der Weg da hinauf ist weit. Das Wasser wäscht das Blut fort. Wir haben sie verloren, seufzt Carla mit scheuem Blick zur frischen Mutter, die von Schlafes Bruder geküsst. Was wird mit dem Baby? Carla wischt sich eine Träne weg. Sie schliesst die Türe und geht zwischen den mannshohen Zäunen entlang, ihr Schatten taucht das Holz in tiefes Schwarz.

Ein Mann verbirgt sich in den Schatten des Hauses, huscht selber wie ein Schatten, wartet auf seine Geliebte. Ihr wallendes langes Haar hat sie unter einem Tuch zusammengebunden, nur eine Strähne lugt hervor.

„Carla“, flüstert seine tiefe Stimme, „lass uns gehen.“

„Nein, ich gehöre hierher, meine Mutter braucht mich.“

„Lass uns in die Wälder gehen.“

„Nein, geh jetzt! Du und ich, das geht nicht!“

„Das Kind, von wem ist es?“

„Nicht von dir.“

„Du hast mit anderen?“

Carla zuckt mit den Schultern, dreht den Kopf weg und geht ins Haus.

Anna kniet über der Mutter, in der einen Hand ein Messer von dessen Spitze Blut tropft. Carlas Augen weiten sich. Ein Blick zum Baby. Sie eilt hin, fällt auf die Knie. Babys Lippen sind blau angelaufen, sein Brustkorb bewegt sich nicht. Das kleine Kissen liegt neben der Bettstatt. Carla weint. Der Mann betritt das Haus. Er bleibt stehen.

„Was hat deine Schwester getan?“

Emotionslos.

Carlas Blick bleibt jetzt an dem Messer in Annas Hand kleben.

Anna schüttelt den Kopf, Carla glaubt nichts. Der Schwarzgefiederte krächzt. Er weiss alles. Die Frau mit der sanften Stimme steht plötzlich im Haus. Ihr weisser Umhang hüllt ihre Weiblichkeit gänzlich ein. Die Flamme der Kerze flackert unruhig.

„Was nun?“, fragt Carla unter Schock.

„Wir werden alle hingerichtet werden. Alle!“

Der Schwarze krächzt.

„Ich habe das nicht getan, ich habe sie so gefunden!“, flüstert Anna und schluckt ihren Verdacht hinunter.

Der Mann, ein Freier, einer der oberen Schicht, versteckt seine Hände unter seinem Mantel.

„Wird das jemand glauben?“

„Nein.“

„Was machst du hier, Elli?“

Alle schauen zu der Frau mit den grünen Augen.

„Ich wurde geweckt, ich hab's gesehen...in den Träumen.“

„Ssscccchhh...sprich nicht so! Sie werden dich holen, das weisst du...du Spezielle...!“

Elli hat langes aschblondes Haar und weisse fast durchsichtige Haut. Sie ist manchem unheimlich, weil sie viel über die Heilkunst und Kräuter weiss, Visionen hat.

Der Mann räuspert sich, er will nur Carla. Seine Eifersucht vernebelt seine Sicht. Er denkt an ihre wippenden Brüste, als sie über die schleierwolkigen Wiesen oben rannten.

Der Mann aus der Oberschicht denkt daran, zu verschwinden. An seinen Händen klebt Blut. Der Rabe krächzt, er weiss. Elli weiss auch. Verborgener unter ihrem Mantel ein Messer.

Anna deckt die Blinde mit Tüchern zu, erträgt deren Anblick nicht. Ellis Handinnenfläche schwitzt, der unebene Griff des Messers saugt sich voll mit ihrem Schweiß. Der Mann muss weg. Er ist böse. Der Schwarze schweigt. Der Mond kriecht über den nächtlichen Himmel.

Elli zieht die Kapuze über den Kopf. Der Mann hustet. Er verlässt das Haus und schlendert zum alten Schuppen. Elli folgt ihm geisterhaft.

Mit einem letzten Hieb trifft die Schaufel den Kopf der zarten Frau. Sie fällt zu Boden. Es ist ein leichtes für ihn, ihr Genick zu brechen. Die Schaufel wirft er achtlos weg.

„Von dir, du Hexe, lasse ich mir nicht mein Leben verderben!“

Selbst von Hieben getroffen taumelt der Mann Richtung Haus, vor der Tür sinkt er zu Boden. Noch ein Schlag mit der spitzen Hacke auf den Hinterkopf, reglos bleibt er liegen. Vor seinem geistigen Auge tanzen all die Seelen, die er ins Jenseits befördert hat. All die Frauen, die er gehabt hatte. Sie lachen ihn aus, zeigen auf ihn, verspotten ihn. Sein Atem schweigt. Für immer.

Anna schlägt Elli den Kopf ab.

„Warum tust du das?!“, kreischt Carla.

„Sie ist eine Hexe, wir müssen das tun.“

Carla flüstert: „Sie ist die Gute.“

Anna vergräbt den Kopf. Hoffte, dass die Hunde nicht anschlagen. Es ist ein guter Platz hier, zwischen den Bäumen, weg von der Siedlung.

Die Bewohner der Siedlung würden entscheiden, was mit den Toten geschehen würde. Sie vermutet, dass man sie oben in den schleierwolkigen Wiesen begraben würde, da, wo ihre Seelen den Weg in die Siedlung nicht mehr finden, durch die Nebel hindurch.

Als sie am Waldrand stehen, hören sie noch den Schwarzen krächzen. Der Mond verliert sein Gesicht. Anna und Carla machen sich auf den Weg. Er ist weit. Anna versucht den Brechreiz zu unterdrücken, der in ihr hochsteigt, wenn sie daran denkt, dass sie einem Menschen ein Loch in den Schädel geschlagen und einem anderen den Kopf abgetrennt hat. Ihre Schwester ist schwach. Sie, Anna, ist die Starke. Vor ihnen in weiter Ferne brennen die Hügel mohnblumenrot.

„Prüfe, wen du liebst, Carla...“

Carla schweigt.

Der Rabe krächzt. Dürstet nach Gefallen, doch keiner da, der hört.

## Zwischen Himmel und Erde

von Bettina Schneider

Die Sonne war über die graue Bergwand geklettert und streckte ihre Lichtfinger in den Wald. Die Morgenröte, die den Himmel wie ein blasser roter Schleier überzogen hatte, war einem klaren Blau gewichen, an dem eine Handvoll Bergdohlen friedlich ihre Kreise drehte.

Alda verharrte für einen Moment, schöpfte mühsam Luft, während der Atem in dicken Wolken vor ihrem Gesicht dampfte. Unzählige Male hatte sie diesen Pfad genommen, doch heute fiel ihr der Anstieg schwerer als sonst. Jede Faser ihres Körpers schmerzte und die hässliche Beule, die so schnell anschwell, dass sie zusehen konnte, scheuerte gegen ihr derbes Kittelkleid bei jedem Schritt, den sie tat. Am meisten aber plagte sie die fehlende Luft, als säße der Leibhaftige auf ihrer Brust, um diese zusammenzudrücken, wenn immer es ihm beliebte, und sie um Atem ringen ließ. Rastlos ließ sie ihren Blick in den Wald schweifen auf der Suche nach Dea.

Jetzt am Morgen lagen Tautropfen wie große Glasperlen auf den Blättern der Farne, die zwischen den hochragenden Nadelbäumen aus dem dicken grünen Moostepich wuchsen. Überall spannten sich Spinnweben und auf den umgestürzten Baumstämmen wucherten Pilze. Aus den Augenwinkeln heraus nahm sie eine flüchtige Bewegung zu ihrer Rechten wahr, und innerlich frohlockte sie, aber als sie genauer in das Grün sah, entdeckte sie nur eine Gämse, die hinter einem von graugrünen Flechten überzogenen Felsblock äste. Sie dankte dem Herrn, dass es kein Wolf oder gar Bär war, der dem üblen Geschwätz im Dorf zufolge immer häufiger in der Gegend gesehen wurde.

Langsam schleppte sie sich vorwärts, einen Schritt mühsam vor den anderen auf den von Tannennadeln übersäten Waldboden setzend, in der Hand den eisenbeschlagenen Hirtenstab, der ihr als Stütze und Schutz vor wilden Tieren diente. Nachdem sie ein kurzes Stück steilen Anstiegs hinter sich gebracht hatte, hustete sie so sehr, dass sie zu ersticken glaubte. Zu ihrem Entsetzen war Blut in dem, was sie ausspie. Die Tage ihres irdischen Daseins waren nun gezählt, dachte sie hoffnungslos.

Ganz unvermittelt schob sich das Bild von Dea in ihre düsteren Gedanken und brachte ein Lächeln auf Aldas von zahllosen Runzeln durchzogenes Gesicht. Dea – ihr Sonnenschein, das Einzige, was ihr von ihrem Ehemann geblieben war. Auch wenn Alda bald nach der Geburt gemerkt hatte, dass sich ihre Tochter anders als andere Kinder entwickelte, hatte sie nicht weniger Liebreiz entfaltet. Sie war von einer Sanftmut wie kein anderes Kind, und auch jetzt, da sie zur Frau geworden war, stets mit einem Lächeln umgeben. Die goldenen Locken verliehen ihr das Antlitz eines Engels. Von unvergleichlicher Anmut war sie für Alda ein Engel, in ihrem gelben Lieblingskleid, das mittlerweile nur noch aus Flicken bestand. Doch manchmal schien es, als hätte sich ein fremdes Wesen in ihre Dea verirrt. Es war schwer, zu ihr durchzudringen, wenn sie sich in die Ecke ihrer Kammer verzog und wie ein kleines Kind wiegte, ihre Puppe aus Stroh im Arm haltend, und dabei ein unverständlicher Singsang aus ihrem Mund drang. Manchmal trieb sie sich auch Tag und Nacht durch den Wald.

Wechselbalg, ein Werk des Teufels, hatten Dorfbewohner Dea geschimpft und vor ihr ausgespien, als sie klein gewesen war. Aldas Herrschaft aber hatte dem keine Bedeutung geschenkt und Alda mit Kind weiterhin als Magd bei sich arbeiten lassen. Mittlerweile machte niemand mehr Aufhebens um Dea. Doch in letzter Zeit zogen Mönche durch das Tal. Alda hatte gehört, sie wären auf dem Weg in die Klöster, die mehrere beschwerliche Tagesmärsche von hier über die Pässe lagen. Mit jedem dieser das Wort Gottes verkündenden Männer wuchs Aldas Angst, wenn sie beobachtete, wie sie ihrer Dea prüfende Blicke neben den beehrlichen, die sie vom anderen Geschlecht gewohnt war, zuwarfen. Der Mönch Luzius hatte Dea

gestern unentwegt mit einem Ausdruck unverhüllter Neugier betrachtet und sie beim Füttern der Hühner wie ein Geier beobachtet.

Alda trat zwischen zwei mannshohen Felsblöcken hindurch, augenblicklich erhob sich ein schmutzig brauner Greifvogel wenige Armlängen vor ihr, dicht gefolgt von einem zweiten. Alda erschrak, die Vögel, die sie sonst als kleine Punkte am Himmel kannte, erschienen ihr aus der Nähe betrachtet riesig. Wie zwei Schatten glitten sie durch die Baumreihen, ein kalter Schauer rieselte über ihren Rücken.

Unter Anstrengung schritt Alda weiter, neben sich einen leise murmelnden Bach mit klarem Wasser. Bald wurde es lichter um sie herum, und obwohl die Lärchen wie pures Gold in der Sonne glänzten, konnte sie sich daran nicht erfreuen, denn ihr Herz war schwer wie Blei.

Die Alm lag friedlich und von Licht überflutet vor ihr. Da sie Dea nirgends entdecken konnte, stieg Alda höher, immer weiter dem Himmel entgegen, auch wenn es ihr die letzte Kraft abverlangte. Kurz bevor der Pfad in einer Baumgruppe verschwand, raffte Alda die Röcke, trat in die Wiese und steuerte auf einen Felsstein zu, den die Sonne erwärmt hatte. Erschöpft ließ sie sich darauf niedersinken und zog ein Stück Brot hervor. Während sie an dem harten Kanten nagte, betrachtete sie die Berge, die etwas Tröstliches an sich hatten und ihr vertraut wie ihre Kitteltasche waren. Irgendwo dahinter lagen Ländereien, in denen es selbst im Winter schön blieb, keinen Schnee und nicht diese erbärmliche Kälte gab. Unter dem blauen Himmelszelt, im Angesicht der majestätischen Bergwelt rückten ihre Sorgen und Schmerzen für den Augenblick in den Hintergrund. Sie schloss die Lider, ließ sich den Rücken von der Sonne wärmen und fühlte ein angenehmes Gefühl sie durchfluten.

Als sie die Augen aufschlug, konnte sie nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken. Vor ihr stand, wie aus dem Nichts aufgetaucht, im braunen Wollumhang mit Kapuze, der Mönch Luzius. Seine wässrig blauen Augen schimmerten eiskalt wie ein Gebirgsbach.

Unwillkürlich umfasste Alda den Hirtenstab fester, erhob sich und grüßte den Ordensbruder mit der ihm zustehenden Achtung.

Er erwiderte ihre Höflichkeit mit einem knappen Nicken und wandte sich von ihr ab, offenkundig, um seinen Weg fortzusetzen.

Auch wenn ihre Herrschaft die Gottesdiener pries und sie wie hohe Herren in ihrem Haus empfing, fühlte sich Alda in ihrer Gesellschaft unwohl. Sie atmete erleichtert auf, als er sich langsam und laut schnaufend, da er beleibt wie ein Mutterschwein war, entfernte, bevor sich in ihrem Inneren alles zusammenzog.

Deas Puppe. Sie lag dort, wie achtlos weggeworfen direkt neben dem Weg, den Luzius genommen hatte. Das Blut rauschte wie ein Wasserfall in Aldas Ohren.

Dea trennte sich niemals freiwillig von ihrer Puppe.

All ihre Kräfte zusammennehmend stapfte Alda dem Mönch hinterher und als sie fast zu ihm aufgeschlossen hatte, rief sie: „Habt Ihr meine Tochter gesehen?“

Der Mann schenkte ihrer Frage kein Gehör, beschleunigte stattdessen seinen Schritt.

Von böser Vorahnung gepackt, schrie es aus ihr heraus: „Wo ist meine Tochter?“

Als hätte sich der Mönch plötzlich besonnen, blieb er unweit vor Alda stehen und drehte sich langsam um.

Noch in der Bewegung griff er unter seinen Umhang und zog einen Streitkolben hervor, den er angriffslustig hielt. Das metallene Ende des Holzes blitzte in der Sonne.

Entsetzt wich Alda einen Schritt zurück. „Was habt Ihr getan?“, fragte sie mit ersticker Stimme, während sie von Gefühlsstürmen und schrecklichen Bildern bedrängt wurde.

„Es hat alles seine Gerechtigkeit.“ Ein höhnisches Grinsen verzerrte das Gesicht des Mönches zu einer gruseligen Fratze. „Das Werk des Teufels hat keinen Bestand auf dieser Welt, du Hexe!“

Mit einem schrecklichen Laut, der sich seiner Kehle entrang, stürzte er sich auf Alda. In blinder Wut schlug er auf sie ein, doch sie wusste sich zur Wehr zu setzen. Auch wenn Alda zwei Jahrzehnte mehr als er zählte, war sie dem beleibten Kerl an Wendigkeit überlegen. Während der Mönch raste, infolgedessen er seine Kapuze verlor und einen kahlen Schädel entblößte, setzte Alda mit dem Hirtenstab gezielte Schläge, immer wieder auf sein Haupt, bis er seine Hände schützend vor das übel zugerichtete Gesicht hielt und ihm seine Waffe entglitt. Als Alda von ihm abließ, wühlte er panisch unter seinem Wollumhang, riss einen Dolch vom Gürtel und stach sofort zu.

Der erste Hieb ging ins Leere, den zweiten konnte sie abwehren, allein der dritte traf ihr Fleisch unter seinem jubelnden Aufschrei.

Alda spürte den Schmerz kaum, doch sie sah, wie sich ein dunkler Fleck auf dem Ärmel ihres schmutzigen Überwurfs ausbreitete. Einen Wimpernschlag lang hielten beide inne, Alda nahm den Hohn, die Verachtung zusammen mit der unverhohlenen Freude in dem Gesicht ihres keuchenden Gegenübers wahr.

Dea, zuckte durch ihr Hirn. Ihre geliebte Tochter.

Alda war es gleich, für welche Sünden sie im Höllenfeuer schmoren musste.

Die Wut verlieh ihr neue Kräfte und sie rammte den Hirtenstab in den wuchtigen Leib des Mannes. Winselnd ging er zu Boden. Ohne Unterlass hieb Alda nun auf ihn ein, spürte einen kurzen Widerstand, als sich die Spitze ihres Hirtenstabs in seinen Schädel bohrte, und trieb ihn dennoch weiter.

Der Mönch rührte sich nicht, wimmerte nicht einmal mehr wie eine lausige Kreatur. Er lag ausgestreckt im nassen Gras, neben Deas Puppe.

Schwer atmend bückte sich Alda, griff nach dem Liebsten ihrer Tochter und presste das Stroh Bündel an ihr Herz, während sie in den Himmel schaute, der in einem heiteren Blau strahlte. Als sie den Blick wieder senkte, erstarrte sie. Etwas Großes, Dunkles trollte sich von der Bergwiese und verschwand im Wald. Aber es war nicht der Bär, der ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. Das Tier hatte etwas mit sich gezerrt und ein Teil dessen war in den unteren Zweigen einer Tanne hängen geblieben. Ein gelber Stofffetzen. Deas Kleid!

Dea!

Es war, als griffe nun der Leibhaftige persönlich nach ihr. Alda schwindelte, keuchte, wankte ein paar Schritte vorwärts und stürzte.

Aber sie fühlte den Schmerz nicht mehr, als ihr Kopf auf einen Felsen prallte und seltsam abgewinkelt liegen blieb.

## Die Toten von Falein

von Luzi Sommerau

Er kam nur keuchend voran. Immer wieder musste er eine Pause einlegen, um sich auszuruhen. Zwar war er noch jung, aber etwas übergewichtig, die üppigen Mahlzeiten von Bruder Küchenmeister hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Was zum Teufel hatte den Bischof dazu bewogen, gerade ihn, den Pförtner, hier hinauf zu schicken?

Gut, er war der einzige Klosterbruder, der des Lesens und Schreibens mächtig war. Er hatte ja Theologie studiert, aber der Bischof hatte ihn aus Gründen, die wohl stichhaltig waren, uns aber hier in diesem Zusammenhang mindestens vorläufig nichts anzugehen brauchen, in den Laienstand zurückversetzt. Wobei, für die Entzifferung des ihm vom Bischof mitgegebenen Zettels mit der Notiz „129\*“ hätte es keiner besonderen Kenntnisse bedurft. Nur, was sollte das mysteriöse Zeichen am Schluss bedeuten? Seine Mission schien unlösbar zu sein.

Gut, soweit war klar: Er sollte das Geheimnis lüften, weshalb die Männer in diesem gottverlassenen Dörfchen Falein grösser gewachsen und kräftiger waren als anderswo. War es die gesunde Höhenluft? War es die Nahrung? Sollte es die Nahrung sein, wäre es wohl möglich, damit auch die Soldaten des Bischofs, damit zu verpflegen. Und der Bischof war daran interessiert, im Ernstfall tüchtige Kämpfer aufzubieten, sollte es dereinst zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit den ihm gegenüber immer unverfrorener auftretenden Freiherren von Vaz kommen sollte. Die Ebene zwischen Alvaneu und Filisur, die er vor der Mittagsrast passiert hatte, würde sich für eine Entscheidungsschlacht geradezu anbieten.

Nun aber weiter voran, wollte er vor Einbruch der Nacht oben sein. Warum nur musste der Weg so weit sein? Hoffentlich würde er sich ordentlich verpflegen können. Dem Vernehmen nach waren die Faleiner allen Fremden gegenüber nicht eben wohlgesinnt. Nur zu oft waren Abgesandte der Obrigkeit aufgetaucht und hatten sie mit ihrem Gelaber über Fusionsverhandlungen mit den Nachbardörfern belästigt. Allein seien sie nicht überlebensfähig, habe es geheissen. Was, nicht überlebensfähig? Im Kampf gegen Bären und Wölfe hätten sie von oben auch keine Hilfe erhalten. Zwar hätten sie bisher noch keinen Schaden an Haustieren erlitten, aber das würde sicher noch eintreffen, denn umsonst seien die Bestien von der Natur nicht dafür vorgesehen.

Kurz vor dem Eindunkeln war das Ziel erreicht. Er fasste den Griff seines Wanderstockes fester und schaute sich im Dörfchen um. Eine frisch ausgehobene Grube fiel ihm auf. Die hatten wohl die kräftigen jungen Männer ausgehoben, um eine Wasserquelle neu zu fassen. Hoffentlich hatten sie abends die Werkzeuge ordentlich versorgt.

Am östlichen Ende der Häusergruppe, das eine Herberge sein könnte. Vielleicht war es nur eine Kaschemme, aber der Hunger trieb ihn dorthin. Er klopfte und trat ein.

Hatte er geglaubt, der einzige Gast zu sein, hatte er sich geirrt. An einem Tisch sass eine etwas ältere Frau, die sich als Dienstmagd des Klosters St. Johann in Müstair zu erkennen gab. Dieses war etliche Jahre vorher von Kaiser Karl dem Grossen gegründet worden, das als Dank dafür, dass er aus seiner Rückreise von der Krönung in Rom auf dem Umbrail einem fürchterlichen Schneesturm entronnen war. Das zum Kloster gehörende Bauerngut war auf kräftige Knechte angewiesen, die Frau Oberin hatte von den Faleinern gehört und ihre Magd hierher geschickt, um diesbezügliche Erkundigungen einzuholen. Und, Welch ein Zufall, auch sie hatte einen Zettel mit der Notiz „129\*“ dabei. Wieso sie diesen Zettel entziffern konnte, das lassen wir einmal ihr persönliches Geheimnis sein.

Endlich erschien die mürrische Wirtin. Sie beorderte die beiden Gäste in die russgeschwärzte Küche. Hier schauten sie sich um. Der Pförtner stutzte. Oben auf dem Regal über dem Herd, eingeklemmt zwischen den schweren Lavezsteintöpfen, erspähte er gebundene Pergamentblätter, offensichtlich war das eine Kochbuch. War das nicht das berühmte Werk des römischen Autors Carolus de Cuolmatsch, der nach einer kulinarischen Erkundungstour durch die Provinz Raetia Prima das legendäre „Capones Raeticae“ mit nicht weniger als 129 verschiedenen Capuns-Rezepten verfasst hatte. Besass man in Falein vielleicht eine Abschrift davon, oder war es tatsächlich das vor Jahren aus der Bischöflichen Bibliothek verschwundene Original? Das könnte die Antwort auf die Frage nach den kräftigen Männern sein. Aber halt, was bedeutete das ominöse „\*“ auf dem mitgebrachten Zettel? Könnte das eine Pflanze bedeuten, das alles entscheidende Kräutchen, mit dem die Capuns gewürzt wurden? Die Augen der beiden Besucher hatten sich unterdessen an die Dunkelheit gewöhnt. Da, es gab noch ein Zusatzblatt 130. Und daran hing – ein Edelweiss! Das musste man haben! Das war die Lösung! Gleichzeitig griffen die Beiden nach dem Blatt. Der Griff muss etwas zu heftig gewesen sein, das Regal wankte, die Laveztöpfe fielen herunter. Der Zufall wollte es, dass diese die Köpfe der beiden gierigen Besucher einschlugen. Und nochmals Zufall, Zufälle gibt es, die dürfte es gar nicht geben, der dritte, der schwerste Topf, erschlug die Wirtin.

Um es kurz zu machen: Die guten Faleiner befürchteten Scherereien mit der Obrigkeit, davon hatten sie ja schon genug, und klammheimlich legten sie die drei Leichen nebeneinander in die für die Quellfassung vorbereitete Grube, schütteten Erde darüber, gingen anderntags ihrer gewohnten Arbeit nach und überliessen es zukünftigen Generationen, sich über den Hergang der Geschichte die Köpfe zu zerbrechen.

## Igls morts da Falein

von Xenia Rahel Stäger

Mia, ena mattatscha da sedesch onns, tgamina cun igl sies tgang Solem. Ella passa adegna pi amunt. Arrivada a Falein sa poss'la ve d'en best d'en badogn. Solem sa tschainta dasper ella. Mia è stanchel morta. Ella s'imagescha exact igl madem li, avant 1200 onns. Scu varogl vasia or da chest taimp? Tge carstgangs saron passos cò sper chest gôt? E forsa è la dumonda pertge pi impurtanta...

Tottanegna sa catt'la Mia sen en bagn puril da notg. Gl'è freid, zaps s'approximeschan. Mangs ferm s'fratgan se igl isch-tgesa. En sbrigt starmentous resunga. Treis persungas bandungan la tgesa, ena matta d'anturn quittordesch onns igls suonda bargiond. Igl bab dalla mattatscha l'ambratscha ed els turnan ansemen an tgesa. La proxima dumang sortan bab e feglia, ma chest'eda er en mat pitschen dalla tgesa. Els sa rendan an vischnanca, Mia igls suonda. Anmez la piazza dalla vischnanca ègl erigia en caschner. Mia è tamentada. Anturn igl caschner stattan persungas marvegliousas, igl derscheder sa prepara per publitgier la santientzga. Stupia s'accorscha Mia, tgi la suspectada è la donna dalla tgesa tg'ella ò via ier. Igl derscheder aspeira anc eneda per avoir avond'aria per condemnar l'inculpada alla mort. Chella vign tgisada d'aveir fatg adiever da striunem. Igls confamigliars peglian cumgea da lour consorta e mamma. Merglin, sia feglia, bragia plagn dolours, igl fegliet Laurenz tignia stagn igl mang digl bab. Er agl bab corran larmas sur las vestas, pero el amprova da restar ferm pigls sies dus unfantigns. Igl sbier tg'è anzuglia ainten ena capuza neira veida igl fi. Mia so s'imaginar tge tgi capitaro ed ella sa sainta miserabla. La fola cloma: «Arda streia! Arda!» Bratgs da pagna starsungan sur l'antiera piazza. Cò vignigl stgeir davant igls îgls da Mia. Ella sa desda davant la tgesa. Mia ancanoscha Merglin. La matta è stupeida, Merglin è sa sviluppada ad ena donna. Ella ò rentgs stgeirs sot igls îgls. La donnetta sa mova graziousamaintg an direcziun digl uigl. Sies frar la suonda, sbrigiond ensatge an spira gretta. Ella igl dat nign'attenziun. Igl bagn puril para tralaschea. Digl mang sanester percepescha Mia tottanegna zaps grevs. Spert sa zop'la davos ena planta. Er Laurenz diglia igls giasts sen igl sies taragn. El igls dumonda, tge ni tgi tg'els tschertgan. Igls dus omens

explitgeschan tg'els seian cò an nom digl sies signour feudal, lez pretenda tg'igls fardagliuns paian la dieschma ainfer treis deis. Ossa s'avischigna er Merglin ad els. Ena sumbreiva neira fila sur la sia fatscha stancla, cura tg'ella sainta chesta novitad balurda. Anetgamaintg refusesch'la e daclera, tgi chegl na seia betg pussebel, els tgi vegian malapagna ensatge per magler na saptgan betg paer en chint schi ot. En om replitgescha schi els na gistan betg igls sies dabets vign lour possess intganto. Larvas grossas rodlan giu dallas vestas da Merglin, percheigl tg'igl bagn puril è la sia dimora e duple possed'la betg. Igl sies frar la prova da quietar, ma sainza success. Merglin sbargatta anavos ainten la tgesa. Brainta spessa anzuglia la cuntrada.

Treis deis pi tard, gio avant la lavada digl suglegl, bandungan dus persungas la tgesa purila. Ainten la cleritad digl tizung vei Mia las fatschas rabgiantadas ed igl madem mument troulas dalla sora e digl frar. Tots dus portan en tarmenta lascher segl dies. Cun pass sperts vo Laurenz anturn la tgesa e la dat fi. En schem sfurzo interrompa la quietezza digl marvegl dalla dumang. Turno tar sia sora sa mettan igls fardagliuns sen veia digl sies nov viadi. La tgesetta igl pi davos dalla vischnanca totga alla spousa da Laurenz, Apolonia. Lezza spetga gio igls dus cumpogns segl scalem giudem dalla stgela. Els aintran. Mia sa ruschna sot igl parsiel. En'igleida svelta la tanscha per vaseir igls treis cumpogns sasond ve d'ena meisetta da sember. Ella sainta en murmagnem, els scutignan, gl'è angal pussebel per Mia da filtrar plets scu malgisteia, signour feudal, angurdientscha da pussanza, execuziun dalla sia mamma, vendetga.

Cun en splatsch sen meisa concludan els lour raschieni. Resolutamaintg sortan igls ameis dalla tgesetta. Laurenz varda exactamaintg an direcziun da Mia, pero el na vei ella betg. Ella igls suonda plagn marveglias. Igl crappigns sgrizgian sot igls stivagls grevs dalla rotscha. Els marschan an direcziun dalla tgesa digl derscheder tgi ò sintintzia la mamma da Merglin e Laurenz. Arrivos lò, rompigl se igl isch-tgesa. Immediat sa desda igl proprietari digl fracasch caschuno digls giasts malnias. Anschignevel tanscha'l sot la sia meisigna da notg e peglia igl sies stilet. Plang planget zoppegia'l giu da stgela. Cura tg'el sa catta prest giudem vei el gist anc a bandunar treis createiras purtond igls sies ornamentals igls pi custevels. Per sa venditgier dat Laurenz er fi a chesta tgesa. Agl derscheder reuscheschigl da sa salvar tras la fanestra da steiva. Bagnspert è er la tgesa dasperas en'unfrenda dallas flommas. Igl cumpogns corran schi spert scu tgi pon.

Arrivos ainten la proxima vischnanchetta compran igls cumpogns treis tgavals cugls ornamentals angulos. Mia diglia lò en nobel tgaval neir cun ena sela. Cugls sies mangs baleis snoua ella igl tgaval ranto. En amen pi tard tschainta ella segl tgaval e pò uscheia mantigneir igl contact cun igls treis venditgieders. Pegns, lareschs e badogns passan schi spert sperasve, cura tgi Mia gallopescha davos igls treis. Tot igls sies senns èn attents; ella sainta lodolas, igl tramlung digls tgavals sen la veia naturala; ella vei mintga sumbreiva davos las plantas; ella savouira igl mestgel umid digls craps; ella resainta schizont igls colps digl cor digl sies tgaval. Anc mai è ella sa santeida schi libra scu an chest mument. Siva d'aveir passo la terza vischnanchetta, cumpara finalmaintg ena tgesa imposanta, la dimora digl signour feudal. Igl è tard la seira, Laurenz teira la sia spada. Merglin igl contaimpla cun en igleida critica e remartga: «Nous vagn betg urdia da cuppar igl noss signour.»-«la igl less er betg mazzar, angal procurar per en po duple respect», rasponda Laurenz tot vilanto.

Ainten la tgesunga ègl digl tottafatg stgeir e ruassevel. Laurenz tgamina davantor. Giond se dalla stgela da marmel saintigl zaps precauts. Tras ena gronda fanestra resplenda en radi dalla gligna plagna. Per en batterdigl veigl la fatscha radonda digl signour feudal. En odi profund amplanescha l'antiera essenza da Laurenz ed el perda igl domini da sasez. Cun treis pass stat Laurenz an fatscha agl signour. Lez tema percheigl tg'el ò nign'arma e roia per perdung. An sia furia fora Laurenz la spada anmez igl cor digl aristocrat. Schamond sa sbassa l'unfrenda sen la schanuglia e dat la sia davosa fladada. Laurenz reteira sia spada pir cura tg'el vei la davosa sbrensla da veta a spareir digls igls digl blesso. Igl corp mort cupetga d'ena vart. Merglin ed Apolonia contaimplan Laurenz consterneidamaintg e tots ansemen festignan or dalla tgesa. Cugl tizung dat Laurenz fi er a chesta tgesa. Aint igl intern spera'l tg'ins cattaro nigns mussamaints pigl assassinat...

En amen pi tard galloppeschigl puspe tras igl gôt. Siva d'ena sempiterna tschertgan igls cumpogns en li per star sur notg. Tottanegna ancanoscha Mia la siluetta digl Piz Muchetta. Nous stuagn esser en zichel avant Filisour, pains'la. Finalmaintg arrivos a Filisour, aintran igl treis cumpogns ainten ena pitschna ustareia. Mia perancunter sa zoppa aint igl uigl visavi dall'ustareia, noua tg'igls tgavals on catto cutier. Ella sa tschainta aint igl strom e sa posa ve digl vainter digl sies tgaval neir tschartgond la sien. La proxima dumang sfratgan igls treis cumpogns se igl isch-uigl. Puspe varda Laurenz exactamaintg an direcziun da Mia ed el na vei ella betg, cò s'accorsch'la tg'ensatge so betg esser gist. Ella è invisibla. Tot agitos mettigl se la sela a lour tgavals, er Mia prepara igl sies tgaval per la tgalgeda imminente.

Igls fers digls tgavals zappignian sen la sulada, cura tgi trottan or dalla vischnanchetta da Filisour. Imprevidamaintg resungan cloms dallas guardias giudizialas, tg'igls fugiteivs duessan sa farmar immediat. Ena persecuziun turbulenta scumainza a Filisour manond adegna pi amunt an direcziun dallas aclas da Falein. Anetgamaintg sa rebalza igl tgalval da Mia, uscheia tg'ella croda per tera. Igl sies cor palpitescha fermamaintg, cun schanuglias tramlontas la ègl gist anc pussebel da sa zuppar davos en badogn. Ossa davainta Mia observatoura d'en act smisirevel: Ena frezza tschivla tras l'aria e fora tras igl dies aint igl cor dad Apolonia. Laurenz saglia giu digl sies tgalval e sa volva tar ella. Larmas igl corran giu dallas vestas. El la peglia an bratscha, ma Apolonia è gio morta. Merglin bergla tg'els stoptgan eir anavant, an chel mument cumparan dus cavaliers agl our digl gôt. Egn teira igl sies martel da cumbat. Chel fila sen la testa da Laurenz e sfenda la part davos dalla sia tgavazza. Laurenz cupetga sainza veta ainten l'erva. Merglin sbriglia desperadamaintg per sies frar, ma sainza remischung vign er ella tugeida d'ena frezza mortala. Igls morts vignan simplamaintg lascheas per tera. Igls cavaliers turnan, lour incumbensa è adempleida. Dabot sessour cumpara ena brainta spessa.

Solem letga igl mang da Mia. Tot perplex sa desda Mia e s'accorscha tgi era per furtegnan angal en nosch siemi. Persiva so'la ossa tge tg'ella duess screiver per l'occurenza digl Parc Ela. I dat nign'istorgia d'amour, mabagn en'istorgia criminala digl taimp mediaval. Surlivgia turna ella cun Solem giu a Filisour.

## **Edelweiss – blutrot**

**von Ueli Widmer**

Zufrieden klappte er das Magazin mit den Plänen zu. Er kannte alles auswendig, hatte es tausend Mal studiert, aber das hier vor ihm, das Original, das war doch schon etwas ganz anderes. Vor seinem geistigen Auge sah er schon, wie er seine Kollegen einladen und ihnen sein Werk zeigen würde, eins zu siebenundachtzig, Spurweite Ha-Null-m, zu Hause in einer Gegend nördlich von hier. Darauf freute er sich. Es sollte aber anders kommen. Wie zur Krönung des Tages erschien ein Zug von Tiefencastel, rollte in schwindel-erregenden fünfundsechzig Metern Höhe über den Viadukt. Ein Sieg der Technik über die Natur. Dann verschluckte der Berg den ganzen Zug, er verschwand im Tunnel der senkrechten Felswand, es war nichts mehr zu hören. Diesmal ein Sieg der Natur über die Technik.

Dieses symbolische Schauspiel wird stündlich aufgeführt und fasziniert immer wieder. Auch in umgekehrter Fahrtrichtung, als Geburtsvorgang.

Während des Abendessens hatte er sein Magazin vor sich, dazu Pläne der RhB. Er hatte ein Zimmer im „Grischuna“ gebucht, einem nicht nur bei Eisenbahn-Fans sehr beliebten Hotel, das wegen der Küche einen sehr guten Ruf hat. So war nicht klar, warum er lange abwesend wirkte, wegen dem ausgezeichneten Menu (Rinds- und Kalbsmedaillon mit hausgemachter Kräuterbutter auf sämigem Pilzrisotto) oder wegen der Vorfreude auf den Bau des Viadukts auf seiner Anlage. Erst nach einiger Zeit drang etwas an sein Ohr, das sein Interesse weckte. Am Nebentisch sassen zwei Damen, die seinen heimischen Dialekt sprachen. Eine war etwa in seinem Alter, die andere etwas älter. Entgegen seiner Gewohnheit sprach er sie an, nun ganz wach, und es entspann sich ein Gespräch, in dessen Verlauf er sogar an ihren Tisch gebeten wurde. Die beiden Frauen waren einige Tage in Graubünden, um sich Arbeitsstellen im Tourismus anzusehen. Die eine übte eine merkwürdige Faszination auf ihn aus, der er sich nicht entziehen konnte. Sie bezauberte ihn nicht mit Schönheit, wie sie jedem sofort ins Auge sticht, sondern durch ihre vertrauliche und kameradschaftliche Art, mit der sie ihn behandelte. Als würden sie sich schon seit Jahrhunderten kennen. Beim Sprechen berührte sie ihn oft wie zufällig am Arm, fand alles interessant, was er sagte und verführte mit einer Stimme, die ihn sehr verwirrte. Kannte er sie wirklich nicht?

Zur Verwirrung trug bei, dass sie drei Mal einen Anruf auf ihr Handy erhielt. Ihr Gesicht erstarrte jedes Mal, sie gab sich am Telefon kurz angebunden, stand auf und ging nach draussen, um dort zu telefonieren. Wenn sie zurückkam, wirkte sie erschöpft. Als sie sich zum dritten Mal hinausbegeben hatte, erklärte ihm ihre Begleiterin, wieso sie sich so verhielt. Offenbar ging es um einen eifersüchtigen Ex-Freund, der Probleme machte und sich sehr aggressiv benahm. Er fragte nicht weiter nach und das angeregte Gespräch wurde danach fortgesetzt. Nur ein merkwürdiges Kopfweh beunruhigte ihn etwas. Die Wirtin trat an ihren Tisch und erkundigte sich nach den Wünschen. Alle waren sehr zufrieden, allerdings hatte er noch eine Frage. Er wollte am folgenden Tag den Hausberg des Dorfes besteigen, den Muchetta, weil man von dort die ganze Landschaft mit dem Tal der Albula und dem des Landwassers überblicken kann. Ausserdem ist ein weiterer

Viadukt, der von Wiesen, aus dieser Perspektive von oben zu sehen. Vom Muchetta aus wollte er eine Serie von Fotos machen, die er für seine Modellbauten verwenden konnte. Die Wirtin gab die gewünschten Auskünfte. Für Einheimische ist der Berg ein „Sonntagnachmittag-Berg“, ungeübte Wanderer brauchen aber länger, sagte sie. Die jüngere Frau schlug überraschend vor, morgen an der Besteigung des Berges teilzunehmen. Er wusste nicht sicher, wie ernst sie es meinte.

Nachts schlief er sehr schlecht. Es war eine der schlimmsten Nächte seit Jahren. So etwas hatte er vielleicht noch gar nie erlebt. Schweissgebadet schreckte er aus einem Albtraum hoch, fand lange den Lichtschalter nicht und setzte sich auf den Bettrand. Sein Schädel brummte. Er war im Traum ein junger Mönch auf einer Pilgerreise nach Rom gewesen. Mit Religion hatte er sonst gar nichts zu tun, schon deshalb war der Traum ungewöhnlich. Die Szenen hatten in der Landschaft gespielt, in der er sich gerade befand, manchmal in der realen da draussen vor dem Fenster, manchmal in einer wie auf einer Modellbauanlage. Alles war unreal gewesen, bedrohlich, beängstigend. Die Landschaft wirkte praktisch unbewohnt. Weitere Personen, seltsam gekleidet, waren mit ihm zusammen unterwegs und geendet hatte der Traum mit einem brutalen Angriff auf seine Gruppe. Erwacht war er, weil er einen heftigen Schlag auf den Kopf erhalten hatte. Den Schlag konnte er real spüren. Hatte er sogar laut geschrien, wie er als Kind manchmal im Traum das ganze Haus geweckt hatte? Angestrengt horchte er, ging zur Zimmertüre und spähte in den Korridor. Nichts! Es gelang ihm wieder einzuschlafen. Der zweite Traum war angenehmer, er träumte von einer heftigen Liebesszene mit der Bekannten vom Abend. Nicht eins zu siebenundachtzig, sondern eins zu eins. Er erwachte erneut schweissgebadet, stand auf und horchte. Auch die Geräusche dieses Traums waren nicht nach draussen gedrungen. Es wäre peinlich gewesen! Diese Frau beherrschte ihn offensichtlich. Warum hatte sie Macht über ihn? Warum glaubte er sie zu kennen? Was ging hier vor?

Wirklich waren seine neuen Bekannten am nächsten Morgen immer noch der Meinung, dass sie gemeinsam den Berg besteigen würden. Sie hatten unterdessen noch vom Edelweiss gehört, von denen es in Gipfelhöhe sehr viele gibt und das ihre romantischen Gefühle weckte. Edelweiss! In erhabener Berglandschaft auf etwa 2500 Metern. Er konnte sie nicht vom Vorhaben abbringen und eigentlich war ihm das ja auch ganz recht. Diese Frau hatte ein Geheimnis, das war klar! Ihre Faszination überstieg unterdessen diejenige des Landwasserviadukts. Die Frauen setzten sich durch und sie nahmen zu dritt den Weg unter die Füsse.

Zuerst durchquerten sie Filisur und folgten ungefähr da, wo die Dorfstrasse wieder auf die Passstrasse trifft, dem Weg nach Falein. In vielen Windungen schraubt er sich an der Bergflanke hoch, bietet Ausblicke auf das Dorf und das Tal. Von Zeit zu Zeit rasteten sie. Die Stimmung war wie gestern. Einmal hängte sich die jüngere Frau vertraulich bei ihm ein, sie lachten und scherzten. Nach einiger Zeit erreichten sie das Maiensäss. Ein Ort mit der Welt zu Füssen, schön nach Westen ausgerichtet. Sie legten sich ins Gras und ruhten aus. Der Aufstieg war für sie doch zu ungewohnt gewesen. War das der Grund, dass sich eine unerklärliche Unruhe unter den drei Personen ausbreitete. Eine Unruhe, die so gar nicht zur Stimmung während des Aufstiegs passte? Doch da warteten ja noch die Edelweiss! Wer sie sehen wollte, musste weiter gehen.

Zuerst führte der Weg durch bewaldetes Gebiet. Der Boden war nass und schlammig, man musste den idealen Weg suchen. Die Gruppe stieg Schritt für Schritt hoch, nun schon schwerer atmend. Hie und da blieben sie stehen. Genau in so einem Moment war der Kerl plötzlich da! Sein Auftauchen wirkte, als hätte ein Blitz eingeschlagen, weil er durch sein Verhalten seine brutale Absicht verriet. Er schrie wie von Sinnen, zückte eine Waffe und legte an. Der Mann versuchte dazwischen zu gehen, aber es war aussichtslos, er war überrascht worden und hatte keine Mittel, den Angreifer abzuwehren. Er stolperte, hörte einen Schuss und verspürte gleichzeitig einen ungeheuren Schlag am Hinterkopf. Im Fallen noch brannte sich das Bild des wilden Kerls in seinen brechenden Augen ein, der andere hatte ausgeholt und attackierte nun die beiden Frauen. In der gleichen, nicht messbaren, extrem kurzen Zeitspanne, die nur Sterbende erfassen können, wusste er mit grosser Klarheit: Das war nicht das erste Mal, dass dies geschah! Die drei Opfer blieben danach verschollen, irgendwo verscharrt am Muchetta. Gefunden hat man nur ein farbiges Modellbauer-Magazin mit dem Landwasserviadukt auf dem Titelblatt, sonst nichts. Hinweise auf die Täterschaft gibt es keine!

Jahre später, Herbst 2014: Bauarbeiter beschäftigen sich auf Falein, genauer in Pnez, mit einem Bauvorhaben. Einer der Arbeiter steht neben der Grube, die ausgehoben wird, als er im Erdreich etwas entdeckt. Er gibt dem Baggerfahrer ein Zeichen, der steigt aus und sie untersuchen, was sie gefunden haben. Mit Schaufeln und Händen graben sie vorsichtig weiter. Es sind menschliche Rippen, Zähne und zwei Schädel. Einer weist am Hinterkopf ein Loch auf. Die Kantonspolizei setzt den Fund zuerst in

Beziehung zu den drei Verschollenen. Es folgte eine grosse Überraschung: Die Knochen in der Baugrube stammen aus dem Mittelalter, sie sind rund 1200 Jahre alt.

Auch ich, der Beobachter und Berichterstatter, war überrascht. Sogar ich hatte angenommen, man habe die drei hier beschriebenen Opfer gefunden. Es ist offensichtlich nicht so! Doch beide Ereignisse gehören zu ein und derselben unfassbaren Tragödie: Ein grausames Schicksal zwingt die vier Beteiligten – einen Mörder und seine drei Opfer – durch all die Jahrhunderte in immer neuer Gestalt am Muchetta zusammen, um ein schreckliches Eifersuchtsdrama aus grauer Vorzeit, ein Drama aus Töten und Getötet-Werden, immer und immer wieder zu wiederholen, bis sie irgendwann ihre Erlösung finden werden.

Entdeckt hat man 2014 die Knochen der Gruppe mit dem Mönch, der auf dem Weg nach Rom hier brutal sein Leben verlor. Ich bin gespannt, wer als nächste ans Tageslicht kommt! Vielleicht die Gruppe mit dem keltischen Händler? Dem napoleonischen Offizier? Dem Tunnelbauingenieur aus Italien? Die jüngste Gruppe mit dem Modellbahnliebhaber oder noch eine andere, von der nicht einmal ich etwas weiss?

Es ist zu erwarten, dass wieder jemand mit einer Schaufel in die Erde des Muchetta sticht. Hoffentlich geschieht dies mit Vorsicht und Respekt! Wegen den zahlreichen versteckten Gräbern aus diesem verstörenden Drama.....

(Original mit Zeichnungen)

## **Schreie, – immer diese Schreie!**

**von Rosmarie Ziegler-Salzmann**

Was ist das? Ein kaum wahrnehmbares Geräusch lässt die vier Gestalten aufschrecken! Nur ein paar Sterne sind am Firmament zu sehen. Die schmale Sichel des zunehmenden Mondes verschwindet hinter einer der vielen Wolken die den Himmel überziehen. Die Nacht wird noch dunkler. – Und da ist es wieder, dieses unbekannte Geräusch. Die Angst vor Demütigung, Schlägen und Folter begleitet sie alle seit sie sich erinnern können. Doch seit ihrer Flucht krallt sie sich stählern und mit Eiseskälte um ihren Hals und droht sie zu ersticken. Der Herzschlag fühlt sich an wie Peitschenhiebe und der Atem stockt. Erstarrt in Angst, versuchen ihre Augen etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Einzig das leise Rauschen der Blätter in den Bäumen ist noch zu hören.

Kungund legt sich wieder auf den kühlen Waldboden denn ihre Kräfte lassen sie langsam im Stich. Sie spürt, dass diese Flucht wohl ihr Ende bedeuten wird. In den letzten Tagen fragt sie sich immer wieder, ob sich diese wirklich gelohnt hat. Jetzt wäre sie vermutlich bereits tot, hätte man sie gefangen genommen. Einzig den Qualen wollten sie entfliehen, den Qualen, welche sie zu Tode gebracht hätten. Doch mit der Flucht haben sie einfach diese mit anderen Qualen ausgetauscht. Was die Folterknechte nicht fertig bringen sollten, übernimmt nun die Angst, die Erschöpfung, der Hunger und dann bestimmt der nächste Winter. Trotzdem ist sie dankbar, dass die Männer sie und Machthild überhaupt mitgenommen haben. Vielleicht besteht ja wirklich eine kleine Chance zu überleben, jetzt lassen sich noch Wildfrüchte finden um den Hunger etwas zu stillen. Gelingt es den Männern ein Tier zu erlegen, dann reichen ihre Kräfte möglicherweise doch noch, um weit weg in Sicherheit zu kommen.

Lenhartt, Bartelmess und Machthild lauschen angespannt in die Dunkelheit hinaus. Das eigenartige Geräusch ist verstummt. Langsam weicht die angstvolle Anspannung von ihnen und macht der Müdigkeit Platz. So legen auch sie sich wieder hin und versuchen Ruhe zu finden und zu schlafen.

Noch eh der Tag erwacht, machen sich die vier wieder auf den Weg und erklimmen Schritt für Schritt das steinige Gelände. Es ist schon kalt und die Müdigkeit lässt sie nicht schnell vorankommen, finden sie etwas essbares, wird es hungrig verschlungen. Der Hunger ist ein treuer Begleiter in ihrem Leben, satt zu sein ist etwas was sie kaum kennen. Seit der überstürzten Flucht vor wenigen Tagen, hungern sie noch mehr als zuvor. Doch die Angst treibt sie unaufhaltsam weiter, sie treibt und treibt! Der Überlebens Wille weckt die letzten Kräfte in Kungund, die trotz ihres Alters die Strapazen der Flucht erduldet.

Die Feuchtigkeit des Nebels kriecht mit jedem Tag mehr in das raue Gewebe ihrer Kleider ein und erweist sich als zusätzliches Hindernis! Heute scheint er nicht weichen zu wollen. Einerseits bietet ihnen der Nebel Schutz, andererseits erschwert er das Vorankommen erheblich. Getrieben von Todesangst setzten sich ungeahnte Kräfte in den ausgemergelten Körpern frei und Schritt für Schritt geht es immer weiter,—weiter ohne klares Ziel, einfach weg, weg in die Ungewissheit!

Kungunds Schmerzscrei fährt allen durch Mark und Bein. Mit verletztem Bein liegt sie zwischen nassem Moos und Steinen. Entsetzt schauen sie sich an. Was nun? Das Letzte was sie jetzt brauchen können ist eine Verletzung! Wie wollen sie die Flucht unter diesen Umständen weitersetzen? Die Ratlosigkeit und Verzweiflung ist erdrückend. Jeder Versuch zu gehen misslingt und Kungund schreit laut auf vor Schmerz. So entscheiden sie sich, eine geschützte Stelle aufzusuchen und eine Rast einzulegen. Machthild bleibt bei Kungund und die Männer machen sich auf, etwas Essbares zu suchen.

Kungunds Bein schwillt stark an und der gebrochene Knochen hat sich durch Fleisch und Haut gebohrt und eine klaffende Wunde aufgerissen. An ein Weiterkommen ist unter diesen Umständen nicht mehr zu denken. Lenhartt bringt den Fisch, den er im Bächlein in der Nähe fangen konnte zu den Weibern, während Bartelmess weiter auf Beute hofft. Kungunds Schrei lässt ihn erneut aufschrecken. Aus seinem Kopf sind sie nicht mehr heraus zu kriegen diese Schreie und sie dröhnen als wollten sie seinen Schädel platzen lassen. Soll er einfach alleine weitergehen? Ist er nicht der Kräftigste von allen? Die Gruppe ist auf seine Unterstützung angewiesen, ohne ihn werden sie nicht weit kommen. Doch mit der Gruppe schmälern sich auch seine Überlebenschancen gewaltig.

Mit der Zunge des Henkers spreche er, hat ihm der gutmütige Lenhartt gemahnt, als er die Weiber zurücklassen wollte. Wie ein Blitz reisst Kungunds Schrei die Stille auf und dringt mit Wucht in seinen Schädel ein. Diese Schreie, die Schreie die ihn Tag und Nacht verfolgen! Die Schreie, welche ihn weitertreiben, weitertreiben in die Ungewissheit, einfach immer weiter. Seine Hand klammert sich so krampfhaft um den kantigen Stein, dass sie blutet.

Die Schreie in seinem Kopf werden immer lauter. Es ist das Schicksal seines Bruders, es sind seine Schreie die sie alle in die Flucht geschlagen hatte, die Schreie die in ihm nachhallen und nicht mehr aufhören. Die Schreie, die als einziger Ausdruck der Höllenqualen aus den Opfern quillt, die Schreie, welche erst aufhörten, kurz bevor der Körper des Bruders in Teile zerriss. Diese Schreie, die Schreie die ihn verfolgen und sich an ihn klammern um nie mehr zu verstummen! —Und wieder ein Schrei von Kungund! Sein Kopf droht zu bersten! Den Stein in seiner Hand, hastet er zu Kungund. Lenhartt steht ihm, den Rücken zugewandt, im Weg und er schlägt zu. Die Schreie in seinem Kopf dröhnen weiter, immer lauter und lauter! Lenhartt fällt zu Boden. Machthild schreit auf! Er schlägt zu! Er schlägt zu!

Es ist still. Kungund, Machthild und Lenhartt sind stumm! Bartelmess presst beide Hände an seine Ohren. Die Schreie seines Bruders, die Schreie Kungunds all die Schreie, die er in seinem Leben gehört hatte tosen wie ein Wasserfall in seinem Schädel. Krampfhaft schliesst er die Augen, trotzdem sieht er sie immer wieder diese Bilder, die blutigen, zerfetzten Körperteile seines Bruders. Hätte er etwas in seinem Magen, er würde kotzen! Er schreit auf um die Schreie in seinem Kopf nicht mehr zu hören, er schreit und schreiend vor Entsetzen und Angst kämpft er sich weiter. Verfolgt von diesen Schreien hetzt er im Nebel und im steinigen Gelände weiter, immer weiter, immer weiter —und immer verfolgt von den Schreien!

## Die Autorinnen und Autoren stellen sich vor

### Nicole Anderhalden

Wenn ich schreibe, wird alles möglich, wenn ich schreibe wird meine Kreativität für andere lesbar. Schreiben ist für mich Handwerk und Kunst zugleich und macht mich glücklich. Eine grosse Vorstellungskraft begleitet mich schon seit meiner Kindheit, sei es im Geschichten erzählen, spielen oder einfach für mich selbst im Kopfkino. Wenn mich jemand fragte, was ich denn nun einmal werden wollte, antwortete ich: Opernsängerin und Schauspielerin. Daraus ist bisher nichts geworden, meinen Gesang spar ich mir für die Dusche auf und schauspielern muss man sowieso im Alltag oft genug. Doch was noch nicht ist, kann ja noch werden. Im Moment besuche ich den Lehrgang für literarisches Schreiben an der SAL in Zürich. So bin ich auf den Krimiwettbewerb aufmerksam geworden und ich habe mit Freuden mitgemacht. Hauptberuflich bin ich eine 25-jährige Arztgehilfin aus dem schönen Kanton Obwalden, lebe, schreibe und arbeite aber im genau so schönen Städtchen Luzern.

### Paula Casutt-Vincenz

Paula Casutt-Vincenz ei naschida 1968 a Breil e carschida si leu. Gia baul ha ella entschiet a scriver sil pli poeias. Cul temps ha ella ugegiau il sbargat en la poblizitad e publicau ella Gasetta Romontscha sco era el Calender Romontsch. Igl onn 2005 ha ella publicau enzemen cun il pictur artist Guido I. Tomaschett il cudisch Muments/Augenblicke. Dapi entschins onns ein sper las poeias era texts cuorts e liungs ina nova passiu dalla autura. Paula Casutt-Vincenz habitescha a Falera ei maridada e mumma da dous fegljas ed in fegl carschi.

Paula Casutt-Vincenz ist 1968 in Breil/Brigels geboren und aufgewachsen. Bereits früh hat Paula das Bedürfnis, erste literarische Versuche in Gedichtform zu wagen. Einige wurden in der Gasetta Romontscha sowie im Calender Romontsch publiziert. Im Jahre 2005 hat die Autorin in Zusammenarbeit mit dem Kunstmaler Guido I. Tomaschett das Kunstbuch Muments/Augenblicke veröffentlicht. Seit einigen Jahren sind nebst den Gedichten auch kürzere und längere Texte eine neue Passion der Autorin. Paula Casutt-Vincenz ist verheiratet, Mutter von drei erwachsenen Kindern, zwei Töchter und einen Sohn und lebt mit ihrer Familie in Falera.

### Stephan Peter Johannes Cramer

Geboren 1971 in Immenstadt im Allgäu, lebe ich seit 1975 in München. Hier machte ich das Abitur, danach Zivildienst im Kloster Schäftlarn, studierte Altphilologie und Geschichte, Germanistik und Philosophie; Magister Artium 2002.

Von Jugend an schrieb ich Prosatexte, lyrische und epische Dichtung, teilweise mit eigenhändigen Illustrationen, und Songtexte für mein Band-Projekt *Mors Nidus Phoinicis*; etliche Veröffentlichungen in Kleinverlagen, Zeitschriften und Anthologien, dazu Lesungen, auch mit musikalischer Begleitung, und Konzerte mit der Band.

Berufliche Tätigkeiten als freischaffender Autor für diverse Sprachverlage, seit 2006 angestellter Lehrer für Latein und Ethik an staatlichen Gymnasien. Im Jahr 2011 wurde mein Sohn Gustav Johannes geboren, 2014 sein Schwesterchen Luise Luna.

### Anke Elsner

Kindheit und Jugend verlebte die Autorin in verschiedenen deutschen Städten und nahm 1977 ein Studium an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster auf. Nach ihrem Magisterabschluss in den Fächern Germanistik, Soziologie und Publizistik forschte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Stadtarchiv Bocholt. Seit 2002 unterrichtet sie als Dozentin für „Deutsch als Fremdsprache“ an der VHS Münster. Die Ausschreibung zum Agatha-Christie-Krimipreis 2014 durch einen großen Verlag weckte das Interesse der Autorin. Ihr Kurzkrimi schaffte es bei über 600 Einsendungen unter die 25 Finalisten und wurde in dem E-Book „Heute hier, morgen Mord“ veröffentlicht. Seit dieser Zeit folgten verschiedene Lesungen, Nominierungen und Veröffentlichungen, u. a. in „Die besten Kurzkrimis von der Waterkant“ (KrimiNordica Award 2015). Anke Elsner lebt heute als Dozentin und Autorin mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in Münster.

### Carole Enz

Ich wurde am 3. August 1972 in Zürich geboren und interessierte mich schon früh für die Natur und fürs Schreiben. Ein Bündner Jäger brachte mir fast alles über die einheimische Fauna bei, nur das Schiessen nicht. Als Vierzehnjährige brachte ich die Abenteuer des Rehbocks «Fao» zu Papier. Nach der Matura absolvierte ich folgerichtig ein Biologie-Studium an der ETH Zürich. Nach dem Doktorat erwischte ich die Abzweigung in den Wissenschaftsjournalismus – Beruf und Hobby waren vereint! Seit zehn Jahren arbeite ich im Mediendienst der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Agroscope. Vor fünfzehn Jahren gründete ich mit meiner langjährigen Freundin Michèle Combaz Thyssen den Sistabooks-Verlag, um Kinder- und Jugendbücher zu veröffentlichen, natürlich auch meinen «Fao». Mehrere Bücher folgten auf den ersten Streich, und meist spielt die Natur eine wichtige Rolle. Auch Übersinnliches und Spirituelles finden Eingang in meine Werke. Der Parc-Ela-Krimi Wettbewerb lag da genau auf meiner Linie!

### **Toni Ettl**

Tony Ettl ist 1950 in Stans NW geboren. Jugend in der "Freien Republik Schmiedgasse", Stans, Verkehrsschule in Luzern, berufliche Tätigkeit bei der Swissair, Studium in Organisationspsychologie in Zürich, seit 1987 selbständiger Berater für Organisationsentwicklung. Tony Ettl lebt mit seiner Frau in Uitikon ZH und schreibt biografische Texte, Kurzgeschichten, Gedichte und Anagramme. Nach einem intensiven und erfolgreichen Arbeitsleben als Berater konzentriert er sich in seiner nächsten Lebensphase auf das literarische Schreiben und hat mit seinem Buch „Blätterteig und Völkerball – ein Kindheit im Schatten des Stanserhorns“ den Einstieg in die Schriftstellerei geschafft.

### **Manfred Haag**

Manfred Haag ist 57 Jahre alt und lebt in Pfäfers, wo er als Gemeinderatsschreiber und Grundbuchverwalter arbeitet. Krimis sind sein grosses Hobby. Schon früh stibitzte er dem Vater das Taschenbuch „Der Hexer“ von Edgar Wallace aus dem Schrank, um es heimlich zu lesen. Von den aktuellen Autoren schätzt er vor allem Hakan Nesser und Hansjörg Schneider. Was er nicht so mag, sind psychopathische Serienmörder und Thriller, bei denen das Blut buchstäblich zwischen den Buchdeckeln heraustropft.

Manfred Haag ist Präsident des Krimiclubs Bad Ragaz, der im vergangenen Jahr gegründet wurde. Dort treffen sich regelmässig Krimifreundinnen und Krimifreunde aus der Region, um über Bücher zu diskutieren, Vorlesungen zu besuchen, oder um Besichtigungen zu unternehmen. Seit bald dreissig Jahren ist Manfred Haag freier Mitarbeiter beim Sarganserland, für den er über Anlässe im Taminatal berichtet. Gegenwärtig absolviert er einen Fernkurs bei der Schule des Schreibens, Hamburg, um seine Fähigkeiten zu verbessern. Die Geschichte, die er für den Parc-Ela-Krimi Wettbewerb geschrieben hat, ist sein Erstling.

### **Jessica Hornung**

Mein Name ist Jessica Hornung, geboren wurde ich 1989 in Menden (Deutschland). Aufgewachsen bin ich allerdings in Münster, wo ich 2012 einen 2-Fach-Bachelor in „Archäologie-Geschichte-Landschaft“ und „Antike Kulturen Ägyptens und Vorderasiens“ an der Westfälischen Wilhelms-Universität erlangte. Über den Master Art Education der ZHdK kam ich 2014 in die Schweiz und habe ihn 2016 abgeschlossen. Mit dem Schreiben von kurzen Geschichten begann ich, sobald ich in der Lage war, zusammenhängende Sätze zu verfassen. Meine erste größere Geschichte fing ich mit 13 an. Zwei auf ZHdK-Online-Portalen veröffentlichte Texte entstanden im Rahmen meines Masterstudiums, bevor ich mich zu der Teilnahme an diesem Wettbewerb entschied.

### **Dennis Kimm**

Geboren wurde ich am Frühlingsanfang des Jahres 1990 in einem Krankenhaus in Bonn-Duisdorf. Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern, aber ich gehe davon aus, dass es eins dieser typischen Krankenhäuser war, mit türkis-grünen Wänden und diesem penetranten Gestank, der irgendwo zwischen Desinfektionsmitteln und Waschpulver anzusiedeln ist.

Heute lebe und studiere ich in dem romantischen, schwedischen Städtchen namens Uppsala, circa fünfundfünfzig Minuten von der Landeshauptstadt entfernt – wenn man den Zug nimmt, was ich übrigens nur empfehlen kann. An der Uni strebe ich einen Master of Science in der Studienrichtung „Nachhaltige Entwicklung“ an. Klingt nach dem Unwort des Jahrhunderts, und das ist es auch... irgendwie. Am Anfang dachte ich noch, ich könnte damit die Welt retten, doch mittlerweile bin ich mir ziemlich sicher, dass dieser Zug schon längst abgefahren ist. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als zu hoffen, Tee zu trinken und weiter Geschichten zu schreiben.

### **Carlo Köhl**

Carlo Köhl aus Haldenstein ist als Nachfahre ausgewanderter Bündner Zuckerbäcker in Neapel geboren. Er besuchte die Schulen in Chur, studierte Rechtswissenschaften und war längere Zeit als Rechtsanwalt tätig. Später machte er sein musikalisches Hobby zum Beruf und holte das Klavierlehrdiplom nach. Heute ist Köhl als Klavierlehrer, Chorleiter und in verschiedenen Projekten als Pianist, Sänger und Darsteller tätig. Neuerdings schreibt er auch Kurzgeschichten. Erfahrungen im Schreiben sammelte Köhl bei seiner Tätigkeit im "alten Beruf", aber auch mit Konzertrezensionen für das "Bündner Tagblatt" und als Redaktor des "Haldensteiner Boten", wo auch schon eine zweiteilige Kurzgeschichte von ihm veröffentlicht wurde.

### **Thomas Kurze**

geb. 21.10.69 Mannheim; 1990-2000 Studium (Mathe. + Phil.), HD und F;  
lebt als Autor (Prosa, Theater, Drehbücher, wissen. Essays, Vorträge, Blogs), Theatermacher (Text, Musik, Regie), Komponist (Neue Musik, sprach-musikalische Bühnenwerke, freie Impro., Kammermusik), Musiker (Klav., Sax., Klar., Cel., Git., Elekt.), Dozent für Hochbegabung (Mathe., Phil., Musik, Theater)  
letzte Auszeichnungen: Vilnius-Stipendium 2014 des Hessischen Literaturrates, Preisträger des Kurzdramenwettbewerbs Marburg 2014  
in Frankfurt, ist verheiratet, zwei Kinder.

### **Jürgen Mai**

Jürgen Mai, Jahrgang 1968, studierte Markt- und Meinungsforschung an der Fachhochschule für Wirtschaft Pforzheim sowie am ISCTE in Lissabon. Er hatte verschiedene Anstellungen im Bereich Direktmarketing/Fundraising, die ihm neben analytischen Tätigkeiten auch das Verfassen von Texten erlaubten (Datenkarten, Anleitungen, Beschreibungen, Kataloge und Onlineshops).  
2015, nach seiner Rückkehr von Bern nach Offenburg beherzigte er den Tipp einer Freundin: „Du schreibst doch gut, schreib' doch mal was.“ Sie hatte wohl Recht, wie die Finalteilnahme seines Erstlingswerks beim Schreibwettbewerb „Die Toten von Falein“ beweist.  
Veröffentlicht hat Jürgen Mai noch nie – aber in seiner Schublade schlummert „der PreisfuCHs“, ein Ratgeber mit Kniffen, Tipps und Tricks zum preiswerten Reisen in der Schweiz.

### **Carolyn Marek**

1967 in Garmisch-Partenkirchen geboren und dort aufgewachsen verschlug mich mein Biologiestudium nach München. Nach der Geburt meiner Töchter habe ich in vielen verschiedenen Bereichen gearbeitet, meine Familie jedoch, einschließlich unseres Papageis Jack, war und ist mein Lebensmittelpunkt.  
Geprägt durch die vielen phantasievollen Geschichten, die meine Mutter für mich, meine Geschwister und ihre Enkelkinder erfand, bin ich selbst zur Geschichtenerzählerin geworden. Vor zwei Jahren kam ich schließlich durch eine sehr gute Freundin zum Schreiben. Vielen Dank dafür!

### **Stefanie Meier**

Stefanie Meier lebt in Burgdorf, am Tor zum Emmental, unweit des Dorfes Habligen – Tatort in C.A. Looslis „Die Schattmattbauern“ und Wiege des Schweizer Kriminalromans. Die Begeisterung der Autorin des Kurzkrimis «Kalter Mond» für Kriminalromane weckte jedoch nicht das nahe Emmental, sondern bereits sehr früh das ferne Rocky Beach in Kalifornien und die Baker Street 221b in London. Stefanie Meier ist Mitglied der Programmgruppe der Burgdorfer Krimitage, die seit 1994 alle zwei Jahre im Herbst in der Zähringerstadt stattfinden.

### **Stefanie Netzer**

Igl mies nom è Stefanie Netzer. Ia sung nascheida igls 19.02.1999 a Tusang. La mia unfanza vaia passanto a Savognin, noua tg'ia va er fatg la scoletta, la scola primara e dus onns dalla scola secundara. Ia sung carscheida se bilingua, er sch'ia va pir amprendia rumantsch da radaint ainten la scoletta, cuncheigl tgi mia mamma baita betg rumantsch. Actualmaintg abitescha aint igl convict a Coira e frequaint igl sagond onn igl gimnasi biling rumantsch-tudestg dalla Scola cantunala. Durant igl mies taimp liber fatscha gugent musica ainten la band dalla kanti, aint igl Chor rumantsch ed an differentas otras furmaziuns. Sch'igl taimp tanscha am plaigl er da screiver istorgias curtas.

### **Noëmi Sacher**

Noëmi Sacher wurde 1980 in Liestal geboren. Seit sie die Buchstaben kennt, prägt das geschriebene Wort ihr Leben; zuerst als leidenschaftliche Leserin, dann während des Germanistikstudiums an der Universität Zürich, beim Verfassen von Reiseberichten und in ihrer Arbeit als Sprachlehrerin und Texterin. Heute lebt sie mit Mann und Tochter in Arth und tut das, wofür ihr Herz schlägt: Geschichten schreiben.

### **Silvia Schmed-Capaul**

Mein Name ist Silvia Schmed-Capaul. Ich bin am 17. März 1982 in Chur geboren und dort auch aufgewachsen. Ich bin verheiratet und habe drei Kinder. Im Alter von 10 Jahren habe ich mit Schreiben angefangen. Mehr und mehr wurde es zu einer grossen Leidenschaft.

Wir haben einen landwirtschaftlichen Betrieb im Bündner Oberland. Nebst der Arbeit auf dem Feld, arbeite ich auch als Masseurin. Ich habe grosses Interesse an der Spiritualität. Zurzeit absolviere ich einen Lehrgang in psychologischer Astrologie, was mit viel Schreibarbeit verbunden ist.

Als Dreizehnjährige hatte ich die Möglichkeit ein Gedicht in der Zirkusillustrierten des Zirkus Knie zu veröffentlichen. Mein Buch „Eine Perle für Damian“ ist bei BOD erschienen. Ansonsten habe ich keine weiteren Veröffentlichungen in gedruckter Form. Ich schreibe gerne fantasievoll und bin dem sachlichen Schreiben eher abgeneigt.

### **Bettina Schneider**

Geboren bin ich 1968 in Berlin und aufgewachsen im idyllischen Südwesten der Stadt. Fünf, sehr schöne und prägende Jahre meiner Kindheit verbrachte ich in Portugal. Nach dem Abitur habe ich eine kaufmännische Ausbildung absolviert und danach Betriebswirtschaftslehre studiert. Im Anschluss daran arbeitete ich im Rechnungswesen eines großen deutschen Unternehmens in diversen Funktionen, mit immer wieder neuen und aufregenden Herausforderungen.

Nach wie vor lebe ich in Berlin, inzwischen zusammen mit Ehemann, zwei Kindern und einem Hund. Seit ich Buchstaben zu Wörtern zusammensetzen kann, führe ich Tagebuch. Daneben lese ich viel und leidenschaftlich gern, genieße es, mit meiner Familie oder Freunden zusammen zu sein, und verbringe viel Zeit in der Natur, auf Spaziergängen mit dem Hund, beim Joggen oder Gärtnern. Außerdem bin ich gerne auf Reisen. Wenn immer es die Zeit erlaubt, schreibe ich. Dabei verarbeite ich Erlebnisse aus dem Alltag oder bemühe meine (blühende) Fantasie.

### **Clara-Sophie Schwarz**

Mein Name ist Clara-Sophie Schwarz. Ich wurde am 22.10.1987 in Gießen geboren und zog als Kind mit meiner Familie in den Westerwald, wo ich in einem kleinen Dorf aufwuchs. Nach der Schulzeit studierte ich in Düsseldorf Medizin. Meine erste Stelle als Ärztin trat ich in St. Gallen an, wobei es mich nach einem Jahr wieder in Heimatnähe verschlug. Nun wohne und arbeite ich in Heidelberg. Spaß am Schreiben hatte ich schon immer – so habe ich in der Schulzeit als freie Mitarbeiterin einer Zeitung gejobbt und auch später hin und wieder Texte veröffentlicht.

### **Luzi Sommerau**

Geboren 1938 in Filisur, Primar- und Oberstufenlehrer, seit 2001 pensioniert. Von 1962 bis 1964 Entwicklungshilfe in Zimbabwe und Lehrer in Sambia. Verheiratet mit Ruth, Töchter Martina und Corina, Enkel Nino und Seraina.

Hobbys: Ahnenforschung (Familiengeschichte), Erforschung der Gehäuseschnecken unserer Region, Sammeln von alten Landkarten, Voluntary (Kulturell und Sport).

### **Xenia Rahel Stäger**

Nascheida sung ia, Xenia Rahel Stäger, igls 19 da matg 1999. Igls amprens seis onns vaia passanto a Beiva, sessour è la mia famiglia scasada a Mon. Amprandia rumantsch vaia an scoletta. Actualmintg frequainta la Scola cantunala a Coira.

Aint igl mies taimp liber gioia fitg gugent a volleyball. Antras ena fitg bun'ameia vaia antschet a giuier ainten en club. Ultra da chegl spassegia gugent cugl noss tgang, vign cun skis, maletg, tedl musica, litg,...

### **Thomas Stumpf**

Thomas Stumpf wurde am 24.02.1974 in Pirmasens geboren und ist seit Abschluss seines Jurastudiums als niedergelassener Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt tätig. Im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit publizierte er einige Aufsätze und Beiträge in Fachzeitschriften und ist Mit-Autor des im Jahre 2012 von Prof.

Dr. Jens Löcher herausgegebenen „Handwörterbuch Sozialhilferecht“. Daneben rezensiert er seit einigen Jahren juristische Fachbücher im Web-Blog „Die Rezensenten“, sowie belletristische Werke auf [www.webcritics.de](http://www.webcritics.de). Er ist zudem Mitglied der Internet-Schreibwerkstatt [www.fiction-writing.de](http://www.fiction-writing.de). Schreiben hat ihn schon früh begeistert, eigene Geschichten verfasste er bereits während der Schulzeit. Der Parc Ela-Krimiwettbewerb „Die Toten von Falein“ ist der erste Schreibwettbewerb, an dem er teilgenommen hat. Thomas Stumpf lebt mit seiner Ehefrau und den beiden gemeinsamen Kindern (und einer Katze) in der Gemeinde Rodalben im Pfälzerwald.

### **Andreas Ulich**

In Berlin geboren und aufgewachsen, folgte ich recht bald dem Ruf, der mich ans Theater lockte. Bühnengagements in Berlin, Quedlinburg, Halberstadt und Bamberg folgten. Nach 12 Jahren intensiver Theaterarbeit am Bamberger E.T.A. Hoffmann-Theater empfand ich, dass es an der Zeit war, meinem Leben einen neuen Geschmack hinzuzufügen. Also eröffnete ich gemeinsam mit meiner Frau den literarischen Teesalon „Teegießerei“, den ich dann fünf Jahre lang leitete. Im Jahr 2011 gründete ich den Bamberger Wortkunstverlag, in dem bisher drei Hörbuch-CDs mit von mir selbst eingesprochenen Werken E.T.A. Hoffmanns erschienen sind.

Für mein kulturelles Schaffen erhielt ich im Jahr 2015 vom Kunstverein Bamberg den Berganza-Preis. Zurzeit bin ich freiberuflich tätig als Rezitator und als Autor – im September 2015 erschien mein erster Roman „Zwei Raben“ bei „Der Kleine Buchverlag“ in Karlsruhe.

### **Ueli Widmer**

Geboren 1950. Schulen und Ausbildung zum Primarlehrer in Aarau. Nach einigen Jahren als Primar- und Reallehrer Studium an der Universität Zürich. Von 1980 bis 2013 Aargauer Bezirkslehrer für Deutsch, Geschichte und Geografie, zuletzt an der Bezirksschule Buchs AG. Seit 2013 pensioniert. Lebt in Kölliken, mit Zweitwohnung in Filisur.

Der Text „Edelweiss – blutrot“ war der Versuch, ob man eine Geschichte über eine Gewalttat vor 1200 Jahren auf unkonventionelle Art schreiben kann, indem man die Haupthandlung in unserer Gegenwart spielen lässt und erst ganz am Schluss einen Link zu damals macht. Dass der Text bis in den Final gelangte, beantwortet die Frage: man kann! Die Zeichnungen waren ursprünglich nicht vorgesehen, sie kamen erst nach Fertigstellung des Textes hinzu.

### **Rosmarie Ziegler-Salzmann**

Geb. 1952 als erstes von 4 Kindern. Seit 1978 verheiratet, Mutter von 2 Söhnen, Schwieger- und Grossmutter. Ich bin Hausfrau, und war 16 Jahre Präsidentin eines Frauenchors. Nachdem ich in dieser Funktion 2004, nicht ganz freiwillig, den Umgang mit dem PC lernen musste, und im Radio von einem Geschichtenwettbewerb hörte, entstand spontan die erste Kurzgeschichte damit ich die Tastatur kennen lernte und die Buchstaben nicht ständig mit mir verstecken spielten.

Später schrieb ich Gedichte und veröffentlichte 2010 meinen ersten Gedichtband. 2011 folgte der zweite. Zwischen 2013 und 2015 erschienen drei Kinderbücher und 2016 zwei E-Books mit Kurzgeschichten, welche ebenfalls noch in diesem Jahr in Printform erscheinen werden. Gedichte und Geschichten erschienen in verschiedenen Anthologien. Neben schreiben, vorwiegend für Wettbewerbe, lese ich seit ca. 3 Jahren auch sehr gerne z.B. an Altersnachmittagen, in Heimen oder wo sonst hin ich engagiert werde.

# Impressum

## Herausgeber

© Verein Parc Ela  
Stradung 11 / Im Bahnhof  
CH-7450 Tiefencastel  
[www.parc-ela.ch](http://www.parc-ela.ch)

## Umschlagsfoto

Originalknochen der Toten von Falein.  
© Archäologischer Dienst Graubünden

## ISBN

978-3-9524648-0-9 (ePUB)  
978-3-9524648-1-6 (mobi)  
978-3-9524648-2-3 (Audio Book)

## Audio Book „Die Toten von Falein“

Gemeinsam mit dem Bergfahrt Festival wurde auch ein Audio Book „Die Toten von Falein“ produziert. Es enthält die acht prämierten Geschichten des Krimiwetbewerbs. Sie werden gelesen von den Bündner Schauspielern Gian Rupf und David Flepp sowie der Bündner Schauspielerin Felicitas Heyerick.

Hier geht's zum Download: